



„All Heil!“ Nach dem Gemälde von F. Simm.

Ich hatt' einen Kameraden!

Roman

von

Ernst Clausen.

(Fortsetzung.)

Carla führte Wellenbach zu den Gewächshäusern, die sie ebenfalls neu gebaut hatte und an denen sie spezielles Interesse nahm. In dem größten derselben, wo besonders Orchideen gezogen wurden, ließ sie sich auf eine Bank nieder, die vor der plätschernden, kleinen Fontäne stand.

"Merkwürdig," meinte sie, sich mit der schmalen Hand über die Stirn streichend, "diese Gewächshausluft macht mich immer schläfrig; sie wirkt erschlaffend auf mich. Wenn ich in gereizter Stimmung bin, gehe ich hierher. Die weiche Luft bricht meine Energie, und das thut mir zuweilen not. Die Einsamkeit hier in Friedrichshof macht mich oft ganz toll. Ich brauche Menschen, lustige, kräftige Menschenstimmen. Wollen Sie mitheilen, Betows zu überreden, daß sie ihren Urlaub im Herbst hier verleben und Ihren Heino mitbringen?"

"Sehr gern! Betows werden übrigens nur zu gern annehmen!"

"Da irren Sie sehr; ich habe sie schon im vorigen Jahr eingeladen. Malwine wollte gern, aber er nicht; er ist ein Philister."

"Aber weshalb hat Betow etwas dagegen?"

"Das will ich Ihnen sehr einfach erklären. Er will mir zu nichts verpflichtet sein, um jederzeit — mich loswerden zu können, wenn die öffentliche Düsterefelder Meinung es fordert."

"Erwarten Sie diesen Konflikt?" fragte Wellenbach halb scherzend.

"Sie meinen Konflikt für Betow. Der ist eigentlich schon da, wenn nicht Malwine mir die Stange hielt. Die Frau ist treu, durch und durch treu. Keine andre könnte mein Benehmen scharfer beurteilen, wie sie es muß bei ihren Ansichten, und dennoch hält sie fest an mir. Es ist doch was Schönes um einen solchen Charakter."

"Ja, gnädige Frau; und wären solche Freunde es nicht wert, ihnen die Freundschaft nicht zu erschweren?"

Sie sah nachdenklich den Goldfischchen zu, die im Bassin hin und her zogen.

"Der Gedanke ist mir noch gar nicht gekommen. Sie finden es natürlich auch ungeheuerlich, daß ich zum Beispiel bei Gelegenheit einen bekannten Herrn, der mir bei einem Spazierritt begegnet, auffordere, näher zu treten?"

"Ja, ich finde es absolut ungehörig."

Sie lachte leise in sich hinein.

"Ungehörig! Darum handelt es sich gar nicht! Ist's Sünde oder nicht?"

"Ja. Eine Sünde gegen Ihre eigne Person und eine Rücksichtslosigkeit gegen die Gesellschaft, ich meine ganz im allgemeinen die menschliche Gesellschaft."

"Bah!" machte sie. "Wissen Sie, was Herr Heller sagt? Wir sind nur uns selbst verantwortlich. Das Urteil über Recht und Unrecht wohnt in der eignen Brust. Was die menschliche Gesellschaft für Sünde hält, ist meistens nicht einmal Unrecht, und gerade das, was die Gesellschaft toleriert, ist meistens Sünde."

"Ist Herr Heller Ihnen Autorität?"

"Nein, kein Mensch! Ich wähle Autoritäten nach meinem Bedarf; aber auf jeden Fall sind die Düsterefelder keine Autoritätsbehörde. Solch gemeine Sachen, wie diese Gesellschaft mir anhängt, dagegen kann ich mich nicht schüzen!"

Sie hatte eine scharfe Falte zwischen den Augenbrauen, und Wellenbach wußte genau, woran sie dachte.

"Sie begeben sich selbst jeder Rechtfertigung," sagte er. "Sie sind zu jung, gnädige Frau, um so frei mit Herren zu verkehren."

"Ich verstehe schon," lachte Carla spöttisch, "aber jung sein ist doch ein berechtigter Zustand. Was geht es die Welt an, wenn ich mich hier auf meinem eignen Grund und Boden mit einem Husarenleutnant oder mit einem Affessor von Wittrupp verlobe, der, nebenbei gesagt, ein Ekel ist?"

"Sie könnten das alles thun, gnädige Frau, wenn Sie sich eine ältere Dame als Gesellschafterin engagierten, unter deren Schutz —"

"Schutz! Schutz! Ich brauche keinen Schutz. Das ist ja reine Sophisterei; sie müßte doch thun, was ich wollte. — Dann könnte ich Gesellschaften geben nach Herzenslust, nicht wahr, wozu ich nebenbei gar keine Lust habe. Meine Tugendwächterin schreibe die Einladungen und mache die Honneurs, aber ich wäre doch selbst die Herrin und Wirtin. Das ist ja lächerlich."

"Sie arbeiten sich da in Spitzfindigkeiten hinein, gnädige Frau, bei denen ich Ihnen nicht folgen kann."

Carla sah ihn von der Seite an. Kein Zweifel, er war wütend, und wenn sie das erreicht hatte, wurde sie wieder gutmütig.

"Geseht den Fall, Herr Rittmeister, Sie wären wieder in Düsterefelder. Würden Sie nie herauskommen, um mir einen Besuch zu machen?"

"Ganz gewiß würde ich das vermeiden. Ihr Ruf oder vielmehr derjenige jeder Dame stände mir zu hoch."

"Gut; aber wenn ich nun in irgend einer Notlage wäre und Sie um Hilfe bäte?"

Wellenbach schwieg und hielt den Blick gesenkt. Die Luft im Treibhause erschien auch ihm drückend, und er fühlte, daß ihre Augen voll auf ihm ruhten.

"Dann würde ich wenigstens den Versuch machen," sagte er, "mich von Frau von Betow begleiten zu lassen."

"Sie hätten Diplomat werden sollen, Herr Rittmeister."

"Nur, weil ich mir Mühe gebe, Fragen zu beantworten, die eigentlich absurd sind?"

Der Carlasmus wirkte.

"Gott sei Dank, endlich werden Sie grob!" Bei den Worten stand sie auf und ging der Ausgangstür zu, zögerte dann aber und wandte sich, den Thürgriff schon in der Hand haltend, zu Wellenbach zurück.

"Welchen Eindruck macht Ihnen dieser Herr Heller?"

"Legen Sie Wert auf meine Ansicht?"

"Ja, sonst würde ich nicht fragen!"

"In der kurzen Zeit habe ich mir kein Urteil bilden können. Er benimmt sich Ihnen gegenüber sehr taktvoll."

"Das ist keine Antwort. Ich will wissen, ob er Ihnen sympathisch ist oder nicht?"

"Keins von beiden. Welchen Wert können Sie auf eine Ansicht legen, die nicht begründet werden kann?"

"Sie haben recht, Herr Diplomat. Die Hauptsache bleibt, was ich von ihm halte! Er ist ein Charakter, ist ein Mann! Das will viel sagen!"

"Und doch wieder wenig, gnädige Frau." Wellenbach bereute den unfreundlichen Ton, den er eingeschlagen hatte, und fügte deshalb hinzu: "Die Hauptsache ist, ob Sie Vertrauen zu ihm haben?"

"Zu seinem Kopf ganz gewiß. Sie glauben es nicht, aber er ist der einzige Mensch, vor dem ich mich zuweilen fürchte, vor ihm und vor Marie Schultweg!"

"Vor der letzteren auch?" fragte er erstaunt.

"Ja, sie ist mir unheimlich; sie hat in ihrem frommen Augenaufschlag etwas, was mir unheimlich ist. Ich glaube, Marie Schultweg ist auch Diplomat!"

Sie lachte, öffnete rasch die Thür und trat ins Freie.

"Nun, kommen Sie, wir wollen die drei Buben suchen; ich muß noch ein Versprechen einlösen. Hinter dem Hause macht unser Bach einen kleinen Teich. Die drei sollen ein Bad nehmen, das Wasser wird nach den heißen Tagen warm genug sein."

Unter dem Jubelgeschrei der Kinder gingen sie nach dem Teich hinunter. Es war ein reizender Fleck, wo Menschenhand das Bachbett inmitten dichter Erlen- und Haselnußbüsche erweitert hatte. Das Wasser stand kristallklar über dem festen, körnigen Sandgrunde.

Wellenbach legte selbst Hand mit an um die Kinder zu entkleiden. Das Hallo, mit dem dieselben zum Wasser hinabsprangen! Das Kreischen, als das kühle Raß bis zu den Knien hinaufstieg! Dann weigerte sich Heino, weiter zu gehen, und begann zu weinen, während sich die Betowschen Kinder jauchzend hineinwarfen. Wellenbach ärgerte sich über das Kind. Alles Zimperliche war ihm verhaßt. Er rief dem Jungen drohend den Befehl zu, unterzutauchen wie die andern.

"Nicht doch!" rief Carla; "lassen Sie mich!"

Sie hockte auf dem Rasen nieder, zog im Nu Schuh und Strümpfe aus, schürzte ihr Kleid und watete zu Heino hinüber.

"Komm, du dummer, kleiner Kerl, Tante Carla geht mit! Wirft dich doch nicht fürchten!"

Heino lachte halb gezwungen.

"Warte, paß auf! Nun machen wir Spaß!"

Sich niederbeugend, schöpfte sie mit der hohlen Hand und warf einen Guß Wasser über Heinos Rücken. Das Kind kreischte, bekam aber doch Mut.

"So, Jungens, nun machen wir eine Wasserschlacht! Nun spricht mal die Tante!"

"Gnädige Frau, Sie werden ja durch und durch naß!" rief der Rittmeister.

"Was schadet das? Die Rattunbluse ist Wasser gewohnt, und durch die Haut geht's nicht!"

Da stand sie, und die Tropfen, von sechs kleinen Kinderhänden geschleudert, flogen ihr entgegen. Es war ein Höllenlärm. Carla hatte heiße Backen und kämpfte selbst wie ein Kind gegen die Angreifer. — Wellenbach war nahe daran, mitzuthun, aber über dem Genuß an diesem Bild, an der Schönheit der jungen Frau, die im Sonnengold dort barfußig im Wasser stand, voll Leben, Bewegung, Freude, Jugend, vergaß er alles andre. Eine Stimme in seinem Innern rief doch: Das ist Natur, freie, unbekümmerte Natur!

"So, Jungens, nun kämpft allein!" Sie sprang lachend ans Ufer, und stand, hoch aufatmend, vor Wellenbach. Plötzlich wurde sie glühendrot, ließ die gerasteten Kleider sinken und bückte sich schnell nach ihren Schuhen. Aus Widerspruch, vielleicht auch aus Verlegenheit, sagte sie:

"Na, da habe ich wieder Ihre Gefühle schwer verletzt; Sie haben mich ohne Schuhe und Strümpfe gesehen! Wenn das die Düsterefelder Damen wüßten! Gott sei mir gnädig! Erzählen Sie es keiner in Balltoilette!"

"Warum so farlastisch, gnädige Frau? Ich finde nichts darin; warum zerstören Sie den hübschen, herzzerfressenden Eindruck, den ich hatte?"

Da sah sie rasch auf, den einen Schuh in der Hand haltend. Helles Staunen lag auf ihrem Gesicht.

"Würden Sie es für unpasend halten, wenn ich so etwas in Gegenwart von Herrn Heller thäte?"

War diese Frau eine Koelette, oder wollte sie ihn nur necken?

"Wozu die Frage? Sehen Sie lieber die Kinder an."

"Ja, es giebt doch nichts Reizenderes als solch ein Büßchen von fünf Jahren. Haben Sie schon mal einen Menschen mißmutig im kalten Bad gesehen, Herr Rittmeister? Es ist ganz unmöglich! Das ist doch Natur bei uns. Das Gefühl der Freiheit in den Gliedmaßen ist fast das schönste, was ich kenne! — Hans! Paul! Heino!" rief sie mit heller Stimme.

"Heraus aus dem Wasser! Schnell, schnell!"

Wellenbach half ihr redlich, die Kinder abtrocknen und anziehen. Heino wollte sich totklagen, weil die Tante seine Hosenträger falsch anknöpfte, und der Vater wurde zu Hilfe gerufen. Mitten im Lachen und Zureden sahen sich Wellenbach und Carla Tüngenhardt plötzlich an, ruhig und ernst, Auge in Auge, nur getrennt durch den blonden Kinderkopf. Nur einen Moment lang, dann sprang Carla nach dem Hause zurück, um rasch ihre Bluse zu wechseln.

"So schön wie bei Tante Carla ist es doch nirgends," meinte Heino.

Der Vater legte ihm die Hand auf den Kopf und sagte leise: "Meinst du, mein Junge?"

Die Kinder bekamen noch einen kleinen Imbiß, und als sie zur Heimfahrt nach der Inspektorenwohnung hinuntergingen, stand der Wagen schon bereit, mit den beiden Füchsen davor.

"Ich habe die beiden Pferde heute nachmittags zwei Stunden im Ader gehen lassen," sagte Heller, der am Wagen wartete.

Er erhielt einen dankbaren Blick aus Carlos Augen.

"Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Heller," sagte sie, ihm die Hand reichend. "Also es bleibt dabei, ich gebe Ihnen Vollmacht, die weiteren Schritte in Bezug auf Einrichtung der Kältsen zu thun und werde meinem Banquier Anweisung dahin geben."

Wie gnädige Frau befehlen!"

Wellenbach der sich in den Sattel schwang, dachte: Dieser Heller spielt mit der Frau wie die Katze mit der Maus!

Carla hatte die Zügel genommen; ein kurzer Schnalzlaut, und die Füchse trabten um den Rasenplatz herum in die lange, schnurgerade Birkenallee hinein, die am Ende mit sanfter Biegung in die Chaussee einmündete. Wellenbach tauschte mit Heller einen Händedruck und holte im behaglichen Galopp den Wagen bald ein.

Das kleine Volk hatte sich todmüde getollt, und da sie auf ihren Sichen einzuschlafen drohten, machte er Carla darauf aufmerksam, die die Pferde zum Stehen brachte, dem mit den Kindern im Wagen sitzenden Kutsher die Zügel reichte, um selbst abzustiegen und aus Pferdebeden und Plaids ein Lager herrichtete, auf welches die drei gelegt wurden.

Wie die Sardinen in der Büchse," lachte sie.

"Ich werde Schritt fahren, bis sie eingeschlafen sind. Sie wissen ja nicht," wandte sie sich an Wellenbach, der neben dem Wagen ritt, "wie nett das ist, die kleine Gesellschaft im Wagen zu haben. So ein bißchen Ballast ist doch was Schönes. Ist es nicht herrlich, hier am Buchenwald entlang zu fahren?"

Wellenbach nickte. — Der Abend war windstill; selbst die fein bewimperten hellgrünen Buchenblättchen hingen wie träumend an den noch schlaffen Stielen, nur das Vogelkonzert war in vollem Gange. Ein wunderbarer Frieden lag in der ganzen Natur, der gesunde Frieden des Wachstums und Knospens der sich bildenden Blättchen aus der vermodernden Blätterdecke des vorigen Jahres!

"Sind Sie Jäger?" fragte Carla, mit der Peitsche nach links deutend, wo die Allee an den freien Aedern hinaufführte, und Wellenbach jetzt einen Sprung von sieben Rehen gewahrte, die etwa dreihundert Schritt entfernt im Alee standen.

"Passioniert!" sagte er, sich in den Bügeln aufrichtend. "Ich glaube, es steht ein Bock dabei."

Sollten Sie wirklich nach Düsterefelder kommen, so können Sie hier jagen, soviel Sie wollen. Seit zwei Jahren ist hier kein Schuß gefallen; aber die Herren Weidmänner behaupten ja, das wäre geradezu Frevel! — Vor einem Jahre wollte ich auch das Jagen lernen, es gehört doch mit in das Programm der Aufsehnung. Einmal und nie wieder! — Ich schoß wirklich einen Rehbock, aber das unglückliche Tier konnte nicht werden; ich stand daneben und wußte nicht, was ich

thun sollte; ich fand nicht einmal den Mut, dem Bock noch einen Schuß zu geben. Schließlich lief ich fort und holte Heller, der hinaus ging und den Bock kunstgerecht abnickte. Das ist doch Männerhandwerk."

"Ist Herr Heller kein Jäger?"

"O doch, aber er will aus begreiflichen Gründen hier die Jagd nicht ausüben. Sein Jartgefühl ist ganz richtig. Dann habe ich es dem jungen Tuffelfelde angeboten, der will auch nicht, worüber sein Alter wütend ist. Meinem Vetter Lotterhus aber will ich das Recht nicht geben, weil, na, sagen wir, weil mir sein dicker, roter Kopf die Landschaft verdorbt!"

Wellenbach hatte nur mit halbem Ohr ihren Worten gelauscht; seine Aufmerksamkeit war vom Wild in Anspruch genommen.

"Ich muß doch mal hinüberreiten," sagte er, wandte den Wallach kurz nach links, nahm den ziemlich breiten Abzugsgraben neben der Allee und trabte, den günstigen Wind benutzend, an einem Haserfeld hinauf.

Eine unbewusste Eingebung veranlaßte ihn, sich noch einmal umzusehen. Wo war der Wagen geblieben? Blichschnell flog sein Blick an der Birkenallee hinunter, und nun sah er zwischen den Stämmen derselben den Wagen in auffallend schnellem Tempo dahinfahren, und durch eine Baumfläche gewahrte er beide Pferde im Galopp. Ein furchtbarer Schrecken; die Füchse waren durchgegangen. Die nur ganz sanfte Biegung des Weges am Ende der Allee schien ungefährlich; von dort lief der von beiden Seiten offene Feldweg durch ein schmales Parthor auf die Chaussee aus. Dort mußte ein Unglück geschehen, wenn die Pferde nicht vorher zum Stehen gebracht wurden.

Wellenbachs Wallach bekam ein paar Sporen, setzte rechts ab in ein Weizenfeld, und aus dem guten Pferd herausholend, was darin war, flog Wellenbach, die Biegung abschneidend, auf den Feldweg zu. Was er eigentlich thun wollte, wußte er nicht; es handelte sich zunächst nur darum, den Wagen zu treffen vor jenem Thor. Jetzt sah er, daß Carla den einen Zügel dem Kutscher gegeben hatte und daß beide, weit zurückgelehnt, mit aller Anstrengung die Pferde zu steuern suchten; es handelte sich um Sekunden. Wieder rannte er dem Wallach die Sporen in die Weichen und ließ die Peitsche pfeifen. Es war nur fünfzig Schritt vor dem Thore, als er in spitzem Winkel aus den Feldern auf die Allee stieß. Die Peitsche schwingend und laut rufend, jagte er dem Sattel Pferd von rückwärts dicht am Kopf vorbei und hieb ihm über die Nase. Es gelang! Das erschrockene Pferd drängte rechts hinüber in einen erst frisch bestellten, weichen Kartoffelacker, dessen tiefer Boden sie rasch zu langamerer Gangart zwang, so daß Wellenbach dem einen Tier in den äußeren Zügel greifen und dessen Kopf scharf nach außen biegen konnte.

Der Wagen stand. Carla war kreidebleich und brachte keinen Laut hervor. Die Kinder, aus dem Schlaf aufgeschreckt, weinten.

"So — so! Wenden Sie langsam nach links, gnädige Frau! — Kutscher, führen Sie die Pferde bis zur Chaussee. — Das ging noch gut ab," sagte Wellenbach, mit einem Versuch, zu lächeln.

Sie, die Frau, konnte es nicht. Die Nachwirkung des Schreckens war schlimmer als die Angst selbst; er sah, daß es in ihrem Gesicht zuckte und daß sie einem Weinkrampf sehr nahe war.

"Ich glaube, gnädige Frau, Sie lassen jetzt den Kutscher fahren und sehen sich selbst zu den Kindern." Sie that es, ohne ein Wort zu sagen. Im Wagen nahm sie die drei kleinen Kerle in die Arme, steckte ihr bleiches Gesicht zwischen die Kinderköpfe und schluchzte laut auf.

"Haben Sie die Pferde in der Hand, Kutscher?"

"Ja wohl, Herr Rittmeister; gerade als der Herr Rittmeister über den Graben sprangen, gingen die Füchse los!"

"So trage ich die Schuld," meinte Wellenbach.

"Ich hatte daran nicht gedacht."

"Anfinn!" rief Carla, noch immer schluchzend. "Ich hatte die Zügel lang hängen lassen; die Füchse sprangen nur etwas ein, und wenn ich die Zügel in der Hand gehabt hätte, würde nichts passiert sein. Haben Sie Dank, tausend Dank!"

"Wozu das?" meinte Wellenbach. "Ich ritt für das Leben meines Heino."

Sie senkte schnell den Blick, und er wurde sich erst jetzt klar, daß nicht nur die Angst um die Kinder ihn getrieben hatte, nein, er wollte ehrlich sein, er hatte mindestens ebensoviel Angst um Carla Tilgenhardt gehabt.

"Armes Tier! Braves Tier!" sagte sie, die Blutstropfen bemerkend, die dem Wallach aus den Sporenstichen an den Rippen herunterperlten.

"Ja, er hat auch was hergeben müssen, das Finisch war gut! Und leise, so daß es die Kinder nicht hören konnten, fügte er hinzu: "Wir wollen zu Hause nichts erzählen, sonst ängstigt sich Frau von Betow nachträglich noch halb tot!"

Carla sah ihn dankbar an. Man hatte die Chaussee erreicht, und Wellenbach, der sah, daß die Füchse ganz

ruhig waren, ließ den Kutscher antraben. Es wurde kein Wort mehr gesprochen; Wellenbach trabte ruhig dicht hinter dem Wagen, sie sah sein ruhig-ernstes Gesicht zuweilen an, wenn er den Blick über die Landschaft schweifen ließ oder sich seitwärts beugte, um die Wagenpferde beobachten zu können. Einmal, als sein Blick dem ihrigen begegnete, nickte er ihr freundlich aufmunternd zu.

Der Ordnungspolizist, wie sie ihn einmal genannt, war doch auch ein Mann, ein ganzer Mann. Sie wußte wohl, wie lebensgefährlich für ihn der Zusammenprall mit den durchgehenden Pferden gewesen war und daß nur ein sehr geschickter, kaltherziger Reiter die Aufgabe lösen konnte.

Betows wunderten sich, daß Carla am Abend so still war. Sie schloß Müdigkeit vor und ging früh auf ihr Zimmer.

Ehe Wellenbach zur Ruhe ging, nahm er den anonymen Brief noch einmal aus seiner Briestafel, steckte ihn in ein Couvert, schrieb Carlas Adresse darauf und schloß ihn wieder ein. Es war doch gut, vorsichtig zu sein. Ans Fenster tretend, sah er Frau Tilgenhardt in ihrem Zimmer ebenfalls am offenen Fenster sitzen. Sie hielt den Kopf in die Hand gestützt, bemerkte ihn und rief:

"Gute Nacht, Herr Rittmeister!"

Ihre Stimme klang viel weicher als sonst.

"Gute Nacht, gnädige Frau!" rief er zurück, schloß sein Fenster und ließ die Jalousie herunter.

"Ich finde, Carla, daß es passender wäre, wenn du Heißelbarth bätest, zu dir zu kommen, anstatt selbst hinüber zu gehen," sagte Frau von Betow am andern Morgen.

"Passender mag es sein, aber mir paßt es nicht," erwiderte Carla. "Heißelbarth ist ein alter Herr, außerdem weiß er mehr als du und ich zusammen genommen, und drittens will ich ihn kennen lernen, und das geht bei solchen Leuten nur, wenn man sie in ihrer Höhle aufsucht. Hat Wellenbach eigentlich tatsächlich darum nachgeschaut, in Dästerfelde eine Schwadron zu bekommen?"

"Wenigstens hat er mit meinem Mann davon gesprochen. Wir freuen uns sehr darüber, besonders um Heinos willen. Du hast den Vater eigentlich nicht gern?"

Frau von Betow rieb mit einem Ledertuch die silberne Zuckerdose ab. Kaffeelanne und Sahneguß standen vor ihr auf dem Tisch, und auf dem Büfett paradierte das neue Kaffeegeschirr aus Meißner Porzellan, das ihr Carla Tilgenhardt zum Geburtstag geschenkt hatte. Letztere stand vor dem Spiegel, damit beschäftigt, ihren Hut aufzusetzen, und Frau Malwine konnte nicht das verschmierte Lächeln sehen, das um ihren Mund spielte. Sie wußte wohl, weshalb Malwine so fragte, während sie so emsig puzte, daß die Zuckerschale fast übernatürlichen Glanz annahm.

Weder besonders gern noch besonders ungern! Weißt du, Malwine, ich wüßte überhaupt keinen Menschen, den ich besonders gern habe! Da mich niemand mit Liebe überschüttet, sehe ich nicht ein, weshalb ich meines Herzens Reichtum und Gold verschwenden sollte."

"Du bist undankbar," meinte Malwine, erschöpft die Hand sinken lassend. "Der kleine Heino hat dich sehr gern und unsre Jungen auch."

"Ja, da hast du es! Junge Hunde, kleine Jungen und Bäckische, die haben mich gern. Den ersteren kraue ich die Ohren, mit den zweiten balge ich mich zu Wasser und zu Lande, und der dritten Sorte gebe ich den Rat, nur zu heiraten, wenn sie jemand wahnfinnig lieben. Da sie aber unmöglich wissen können, wie weit der Wahnsinn gehen muß, verlieben sie sich in den ersten Cotillontänzer, der ihnen ein Bouquet bringt, und haben ihren kleinen Roman. Dafür sind sie mir dankbar, denn mit irgend etwas wollen sie doch ihre Zeit zwischen Selektia und Hochzeit hinbringen. Wenn aus der ersten Liebe nichts wird, heulen sie sich bei mir aus, und ich tröste sie damit, daß es noch nicht die richtige, wahnfinnige Liebe gewesen sein könne!"

"Hör auf, Carla; manchmal bist du unausstehlich!"

"Manchmal, ja! Das ist für mich beinahe schmeichelhaft; für mich selbst bin ich immer unausstehlich! Ihr wollt also im Herbst nicht nach Friedrichshof kommen?"

"Betow behauptet, in diesem Jahr keinen Urlaub nehmen zu können."

"Dann könntest du doch mit den Kindern kommen. Laß deinem armen Mann doch einmal sechs Wochen die Freiheit; es ist wirklich in Dästerfelde damit keine Gefahr verbunden."

"Du weißt ja, daß ich es niemals thun würde"

— Malwine war ganz Moral —, "ich weiß, daß er sich unbehaglich fühlt, wenn er jeden Tag außer dem Hause essen muß."

Carla kam an den Tisch, legte die rechte Hand auf Malwinens Schulter und fragte:

"Malwine, bist du ganz ehrlich?"

"Welche Frage!"

"Schon gut, dir glaube ich's. Muß ich den Kaffee heute nachmittag bei dir mitmachen?"

"Von Müßen ist keine Rede; nur finde ich, es wäre einfach ungezogen, wenn du, als unser Hausbesuch, dich fernhältst."

"Gut, dann will ich einmal wohlherzogen sein. Mir fällt nämlich auch absolut keine höhere moralische Pflicht ein, die mir den Besuch deines Damencafés verbieten könnte!"

Es lag mehr Sarkasmus in der Bemerkung, als Frau von Betow in ihrer Harmlosigkeit daraus entnahm. Schon in der Thür stehend, meinte Carla:

"Vielleicht mache ich bei der Gelegenheit dem Herrn Rittmeister drüben auch einen Besuch."

"Carla!" rief Malwine entsetzt.

"Nun ja, rege dich nicht unnütz auf. Ich überlege es mir noch unterwegs. Wellenbachs Gesicht bei meinem Eintritt wäre es allein wert, solche Tollheit zu begreifen, außerdem hätten wir für den Damencaffee ein interessantes Thema: Wann ist es einer Jungfrau oder Witwe gestattet, die Thürschwelle eines Junggesellen zu übertreten? Das wäre ein Aufsat für eine höhere Töchtertschule!"

Sie lachte hell auf und ging, ein Vieb pfeifend, den Korridor hinunter. Frau von Betow schüttelte den Kopf. Sie fühlte sich nicht ganz frei von Gewissensbissen. Ihr Mann wollte nicht nach Friedrichshof; er wollte Frau Tilgenhardt zu nichts verpflichtet sein. Betows waren nicht reich.

"Das sieht aus," hatte er gesagt, "als hielten wir nur treu zur schönen Carla, um Nutzen aus ihr zu ziehen. Weiß der Teufel, was für Streiche sie noch macht, und dann will ich freie Hand haben!"

Er blieb unerbittlich, trotzdem seine Frau ihm zu beweisen suchte, daß, wenn alle Familien so dächten, Carla bald ganz vereinsamt dastehen würde.

Das hat noch keine Not. Eine reiche Witwe von sechsundzwanzig Jahren kann sich viel erlauben. Der alte Tuffelfelde geht für sie durch dick und dünn. Die Geschichte mit Darentin kommt aber nicht zur Ruhe. Hältst du es für möglich, daß die Tilgenhardt damals so weit gegangen ist, den Leutnant in seiner Wohnung aufzusuchen?"

Frau Malwine war außer sich gewesen. Woher er solche Lügenmärchen bezöge, hatte sie gefragt.

"Das pfeifen beinahe die Spazier von den Dächern," war die Antwort gewesen.

Ob sich denn niemand fände, der für die Ehre der Frau einträte?

"Mein liebes Kind, gegen diese Dinge ist man wehrlos. Unfre Leutnants schossen mit Wonne ein halbes Duzend Dästerfelder tot zu Gunsten der schönen Carla; nur schade, daß man nicht einen vom halben Duzend vor die Pistolenmündung bekommt! Sie hat es aber selbst schuld! Auf keinen Fall will ich mir die Hände binden; ich verzichte auf meinen Urlaub. Mit Wellenbach ist auch nichts mehr anzufangen, seit die Tilgenhardt hier ist. Er ärgert sich grün und blau über sie."

Hierauf wußte Malwine nicht viel zu erwidern. Sie war nahe daran, offen mit Carla darüber zu sprechen, aber sie kannte deren Charakter zu gut, um nicht zu wissen, daß eine solche Aussprache gerade die gegenteilige Wirkung auf Carlas Benehmen haben würde.

Der Verwalter Heller übrigens soll hier mächtig viel Geld draufgehen lassen," hatte Betow noch hinzugefügt. "Man erzählt sich, daß Carla ihm ihre Vermögensverwaltung gänzlich überläßt, und sie braucht selbst nicht wenig!"

Für diese Dinge interessierte sich Frau Malwine nicht und legte ihnen daher keine Bedeutung bei.

Bei der Hitze, es waren vierundzwanzig Grad im Schatten, hatte Heißelbarth Rock und Weste abgelegt und lag in seinem Wohnzimmer, dessen herabgelassene Jalousien nur gedämpftes Licht durchließen, in einem Lehnstuhl. Seine Frau saß im Rollstuhl dicht am Fenster, hielt die kranken, blauen Hände im Schoß gefaltet, den Kopf gesenkt und sann still vor sich hin. Sie hatte das lernen müssen in ihrem Rollstuhl seit zehn Jahren.

Ihr Mann hatte sich nun mit der Baugesellschaft in Achtersleben auch überworf; das war ein kleiner Badeort, der, zwei Stunden von Dästerfelde entfernt, die gewaltigsten Anstrengungen machte, ohne Arbeit Geld zu verdienen, mit ozonreicher Luft, Staubfreiheit, einem Kurgarten, Massage, Sonnenbädern, Wiesen für Barfüßler, Moorbädern, Ansichtspostkarten und einem Verschönerungsverein.

"Könntest du das nicht vermeiden, Eduard?" fragte sie sanft.

"Natürlich! Vermeiden läßt sich alles, wenn man sich nicht scheut, ein Gauner zu werden. Sehr schöne Villen! Alle Achtung! Wenn nur nicht die wurmstichigen, halbfaulen Vorräte vom Holzhändler Taschen und die Lehmsteine vom Maurermeister Meier, die Wasser ziehen wie ein trockener Schwamm, mit hinein



Zeichnung von D. Herrfurdt.

Moselwein

Gedicht von F. Suhle, komponirt von E. Sassen.

Bestimmt, flott vorzutragen.

Singstimme.

Pianoforte.

1. An den Mo-sel-u-fern bei den Wächst ein
 lie-ber Re-ben-trank. Wohl-be-kannt bei Christ und Hei-den fast zwei-tau-send Jah-re lang. Schon die
 al-ten Rö-mer nen-nen Ei-nen vi-num bo-num ihn. Und die al-ten Deut-schen ken-nen ihn als
 rechten süßgen Win. Schön Mo-sel-land im Re-benkleid Gott schük' den Wein dir al-le-zeit! Schön Mo-sel-land im
 Re-benkleid Gott schük' den Wein dir al-le-zeit! 2. Mosel-

(Text S. 570.)



Zur Sommerzeit. Nach dem Gemälde von H. Salentin.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

verbaut werden müßten. Und die ganze Geschichte auf einem Moorboden, in dem selbst die Regenwürmer Malaria bekommen müssen! Das fehlt mir gerade!"

"Dann thut es ein anderer, Eduard!"

"Da hast du recht; aber der andre bin nicht ich! Ich habe mir nun bis zum fünfzigsten Jahr den Luxus geliefert, ein anständiger Kerl zu bleiben, und möchte mit diesem teuer genug erkauften guten Gewissen in die Grube fahren. Und dich, Alara, müßte ich hier allein lassen, oft wochenlang allein mit der intelligenten Minna. Kein Mensch kümmert sich sonst um dich!"

"Was liegt an mir?" Die Gelähmte lächelte resigniert. "Ueberlege es dir zweimal, Eduard! Du hättest dann vielleicht die Schulden abbezahlen können."

"Vielleicht! hm! Heller sagte mir, daß er gern einige Jahre warten könnte. Er hat sich wirklich nobel benommen, daß er mir aus den Klauen des Halsabschneiders heraushalf und mir das Geld lieb zu einem vernünftigen Zinsfuß."

"Aber er kann jeden Tag die Schuld kündigen."

"Kann, ja; aber er thut's nicht! Der Mann ist anständig."

Frau Alara Heibelbarth schwieg. Von wie vielen Leuten hatte ihr Mann das gesagt und war jedesmal betrogen worden.

"Höre!" rief er plötzlich laut, weil es zweimal klopfte, und er glaubte, daß es die intelligente Minna wäre, die jeden Nachmittag noch einige Stunden zur Aufwartung ins Haus kam, und deren geistige Kräfte ihm das geflügelte Wort entlockt hatten: "Nun weiß ich erst, mit wie wenig Verstand ein Mensch auskommen kann!"

Aber die, die ins Zimmer trat, war nicht Minna, sondern Carla Tilgenhardt, die sich vergeblich bemühte, im grünlichen Halbdunkel des Zimmers etwas zu erkennen, und deshalb fragte:

"Herr Baumeister Heibelbarth?"

"Hier ist er, gnädige Frau!"

Er sprang rasch auf und griff nach Rock und Weste, die über einer Stuhllehne hingen.

"Lassen Sie die Sachen nur liegen, Herr Baumeister. Sie sehen so ganz gut aus und wirken geradezu abtöhlend."

"Na, also mit Ihrer Erlaubnis! Alara, darf ich dir Frau Tilgenhardt vorstellen?"

Carla trat der Kranken näher und beugte sich unwillkürlich vor, um deren zarte Gesichtszüge zu erkennen. Zwei freundliche blaue Augen begegneten den ihren.

"Es ist, als ob der Frühling zu uns zwei alten Leuten ins Zimmer käme! Ich will Ihnen kein Kompliment machen, Frau Tilgenhardt, aber ich habe mir immer gedacht, daß Sie so aussehen müßten. Nun freut es mich, daß ein lieber Mensch so ist, wie man ihn sich vorgestellt!"

Wenn das ein anderer gesagt hätte, so wäre Carla sehr rasch fertig gewesen mit ihrem Urteil und hätte innerlich sarkastisch gelächelt. Aber hier klang es natürlich, lieb und gut.

"Ich Ihnen ein lieber Mensch?" fragte sie erstaunt.

"Das wundert Sie mit Recht, nicht wahr? Gesehen habe ich Sie nie zuvor. Das große Kind, mein Mann da, hat mich gelehrt, Menschen zu lieben, auch wenn man sie nicht kennt! Ich habe sogar Lieblinge, die seit Hunderten von Jahren schon tot sind."

"Das schlimmste ist," fiel der Baumeister ein, "daß die meisten Menschen das Kennenlernen nicht vertragen."

"Vielleicht ich auch nicht!" scherzte Carla, für die diese wenigen Minuten genügt hatten, um sich vollständig behaglich zu fühlen.

"Lassen wir es auf die Probe ankommen," meinte der Baumeister gut gelaunt. "Was verschafft uns die Freude, Sie hier zu sehen, gnädige Frau?"

Er bot ihr einen Sitz an und zog die Jalousie vor dem einen Fenster in die Höhe. Das helle Tageslicht strömte ein, und Carla ließ den Blick erstaunt über das so plötzlich erhellte Innere des Zimmers schweifen. Es war, als erwache dasselbe aus einem Zauberschlaf. Die Wände waren fast vollständig bedeckt mit Oelfiguren, Bleistift- und Kohlestudien, dazwischen kleine Statuetten auf geschnittenen Holzkonsole, einige nur in Modellierton figuriert. Das Ganze trug einen eigentümlich hellbunten Charakter, es war wie das Milieu eines alten niederländischen Bildes. Die Möbel waren abgenutzt, in den Ueberzügen schäbig, und dennoch wirkte alles behaglich, als belebte Welt für sich, die so sein mußte, wie die Bewohner, deren Geist, Geschmack und Liebhaberei jeder Gegenstand verriet.

Ueber dem Sofa hing die Zeichnung des Schlosses, das Heibelbarth für den Fürsten K. gebaut hatte. Rechts und links daneben in spitzbogenartig geformten schmalen Holzrahmen ein guter Stich des Freiburger Münsters und des Kölner Domes, darüber je ein in Holz geschnittener, altersgeschwärzter Drachentopf gotischen Stils.

"Also, gnädige Frau, was verschafft uns das Vergnügen?"

Frau Carla mußte sich zwingen, um ihre Anfrage wegen des Umbaus in Friedrichshof kurz und knapp zu stellen. Heibelbarth unterbrach sie nicht, nur als sie zum Schluß sagte, daß sowohl Wellenbach wie Heller ihn genannt hätten, und dann fragte, ob er Lust dazu hätte, stand er auf, steckte die Hände in die Hosentaschen und wanderte einige Male im Zimmer hin und her. Schließlich blieb er breitbeinig vor ihr stehen und meinte spöttisch:

"Heller ist ein heller Kopf; er scheint meine Anweisungen, die ich gesprächsweise fallen ließ vor einiger Zeit, rasch kopiert und kopiert zu haben. Ich glaube, wir waren bei der zweiten Flasche Rotspohn. In Friedrichshof bin ich früher oft gewesen, auch Ihre Eltern habe ich gut gekannt, habe mit Ihrem Vater manche fidele Stunde verlebt, und Ihrer Frau Mutter habe ich Zeichenunterricht gegeben."

Alles das hörte Carla zum erstenmal, und weil es ihr so unerwartet kam, fühlte sie sich unfähig, nach Einzelheiten zu fragen. Der Baumeister stand noch immer vor ihr, den grauen Kopf leicht vornüber gebeugt und den Blick der unter den buschigen Brauen tief liegenden Augen auf ihr Gesicht gerichtet haltend.

"Das war, ehe wir heirateten," sagte seine Frau mit ihrer weichen, sympathischen Stimme. "Ich war damals Gouvernante bei Tuffelsfeldes."

"Sie müssen mir einmal von meinen Eltern erzählen," sagte Carla. "Ich weiß so gut wie nichts von ihnen."

Es war ihr, als glichen diese beiden alten Leute einer Chronik, die sie zufällig fand, einer Chronik, von der sie selbst nur die letzten Daten kannte.

"Spukt es noch im Turmzimmer?" fragte Heibelbarth ganz unvermittelt. Auf seinem Gesicht lag ein aus Spott und Ernst gemischter Ausdruck.

"Im Turmzimmer spuken?" lachte Carla. "Das wäre mir neu!"

Sie konnte nicht recht klug werden aus Heibelbarths Gesicht.

"Herr Baumeister, wie können Sie am Ende des neunzehnten Jahrhunderts solche Fragen thun?"

"Brach im Turmzimmer das Feuer aus?" fragte er kurz.

"Ja, wenigstens dem Anschein nach."

"Siehst du, Alara," sagte er und nickte mit dem Kopf. "Ja, lachen Sie mich alten Narren nur aus. Als ich so jung war wie Sie, gnädige Frau, da lachte ich auch über manches, worüber ich jetzt nicht mehr lachen kann."

Frau Heibelbarth bemerkte, daß ihres Mannes Worte auf Carla Tilgenhardt einen beunruhigenden Einfluß ausübten.

"Mein Mann hat sich von jeher für Gespenstergeschichten interessiert; ich glaube, jeder Künstler neigt ein wenig dazu. — Eduard! Frau Tilgenhardt wartet wahrscheinlich auf eine Antwort bezüglich des Baues."

"Ach so, ja!" Er schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn.

"Gewiß, mit tausend Freunden, gnädige Frau! Zunächst muß ich einmal hinausfahren; das wird famos, ganz famos! Hätte nie gedacht, daß ich einmal in Friedrichshof mit Zirkel und Mauerkelle arbeiten würde!"

"Gut, dann bestelle ich Ihnen den Wagen für morgen; wann paßt es Ihnen?"

"Nachmittags drei Uhr, gnädige Frau!"

Carla erhob sich. Sie war ernst gestimmt, gab beiden die Hand und ließ sich von Heibelbarth hinausbegleiten. Als er ihr die Haustür öffnete, warf sie noch einen Blick zurück, um dann zu sagen:

"Adieu, Herr Baumeister! Von Heibelbarths gehe ich immer traurig fort!"

Er verstand sie, nickte mit dem Kopf, drückte ihr kräftig die Hand und meinte:

"Ich denke, gnädige Frau, das soll sich ändern! Als Sie in unser Zimmer traten, da wachten alle die halbvergessenen Erinnerungen wieder auf. Sie sehen Ihrer seligen Mutter so unheimlich ähnlich. — Also auf Wiedersehen! In einigen Tagen werde ich Ihnen einen vorläufigen Entwurf vorlegen können. Sind Sie sich schon klar geworden, wie viel Sie anwenden wollen?"

"Nein, ich habe keine Ahnung; sprechen Sie einmal mit Heller darüber; er ist orientiert."

Sie grüßte nochmals und ging hinaus. Heibelbarth blickte ihr nach, wie sie leicht und doch energisch die wenigen Schritte bis zu Betows Gartenthür ging.

"Ne forsch' Frau," murmelte er, die Thür schließend.

"Was sagst du zu ihr?" fragte er, ins Zimmer zurückgekehrt, seine Frau.

"Nichts!" erwiderte diese.

"Das ist wenig!"

"Ist es auch, Eduard; ich kann mir nur gar nicht vorstellen, daß Frau Tilgenhardt einst ein Mädchen war, das in Nacht und Nebel aus Friedrichshof davonlief, um einen Husarenleutnant zu bitten, mit ihr durchzugehen."

"Ja," lachte der Baumeister, "und die das Glück

hatte, sich dem anständigsten Menschen in die Arme zu werfen, der je in Düstereide begraben wurde. Man hätte eigentlich für ihn einen extra Kirchhof bauen müssen, damit er nicht in schlechte Gesellschaft kam."

Er zog dann Rock und Weste an und griff nach Gut und Stod.

"Thu mir einen Gefallen," bat Frau Heibelbarth, "und traue dem Herrn Heller nicht blindlings. Der Mann hat kein gutes Gesicht!"

"Da haben wir's, Alara; wenn einer nicht aussieht wie ein Engel von Fiesole, oder Gesichter schneidet wie ein Säulenheiliger, dann ist ihm nicht zu trauen! Zum Henker, und wenn der Mann das Zeug dazu hat, die schöne Witwe zu heiraten, sie würde nicht betrogen. Gute Nacht, Alara!"

"Eduard!" sagte sie, bittend zu ihm aufsehend.

"Ja, ja, weiß schon! Ich komme um zehn Uhr nach Hause!"

Damit ging er hinaus.

Wellenbachs Gemütszustand war kein beneidenswerter; er war so weit gekommen, daß er sich nach dem Ende seines Urlaubs sehnte. Tausendmal sagte er sich in den Stunden, die er allein in seinem Zimmer vergräbelte, daß Carla Tilgenhardts Charakter nicht zu dem feinen paßte, ja daß es geradezu ein Unfug sei, solchen Träumereien, unter denen er feilsch litt, nachzugehen, zumal Carla ihm eher Abneigung zeigte als etwas andres.

Er arbeitete sich in die krankhafte Ueberzeugung hinein, daß er eine Sünde an seinem Heino und dessen verstorbener Mutter begehen würde, wenn er sich um die Liebe Carlas bewürbe, und dennoch — dennoch mußte er an sie denken, zog es ihn in ihre Nähe, ließ er sich immer wieder auf Wortgefechte mit ihr ein. Die Führung derselben wurde oft so heißend sarkastisch, daß Betow es geradezu ungemütlich fand, und Malwine anfangs, Zweifel zu hegen, ob der Himmel wirklich zu einer solchen Verbindung im voraus freundliche Stellung genommen hätte?

Er vertiefte sich geküßentlich in die Erinnerung an seine kurze, glückliche Ehe, er suchte alle Plätze auf, an die sich Erinnerungen aus jener Zeit knüpften, er ging oft auf den Friedhof und mußte dort jedesmal an Darlentins so schön in Blumen prangendem Grabe vorübergehen, und trotzdem kam es vor, daß er, am Schreibtisch sitzend, seiner verstorbenen Rosemarie Bild anstarrte, und deren freundliches Gesicht plötzlich die Züge Carla Tilgenhardts annahm. Darüber machte er sich Vorwürfe, nannte sich einen wankelmütigen Narren, der sich von der Schönheit jener Frau blenden ließe, einen Menschen ohne Treue und Zuverlässigkeit. Wenn er zusehen mußte, wie sein Heino mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an Tante Carla hing, wie er ihr entgegensprang und die Arme um ihren Hals schlang, so gab es ihm jedesmal einen Stich durchs Herz.

"Du mußt die Tante nicht so belästigen," hatte er dem Kind vor einigen Tagen sehr scharf gesagt.

"Wie kommen Sie nur darauf, Herr Rittmeister? lassen Sie doch den kleinen Vengel! Nicht wahr, Heino, du weißt, daß ich es gut mit dir meine!"

Sie beugte sich über das Kind, das an ihre Kniee gekniet stand, aber Wellenbach sah deutlich, daß die scharfe Falte zwischen ihren dunkeln Brauen sich nicht glättete.

"Ich befürchte nur, daß es Ihnen zu viel wird, gnädige Frau!"

"Zu viel? zu viel Liebe! mir!" Sie lachte bitter auf. "Geh, geh, Heino!" Und sie drückte das Kind heftig zurück: "Geh doch zum Vater, Tante Carla kann auch das entbehren! Ein bißchen mehr oder weniger, darauf kommt es ja für mich nicht an!"

Damit hatte sie Vater und Kind den Rücken gedreht und war aus dem Zimmer gegangen, aber Wellenbach hatte doch gesehen, daß ihr Thränen in den Augen standen. Beim nächsten Zusammentreffen bat er sie um Verzeihung.

"Sparen Sie sich die Mühe, Herr Rittmeister! Ich hatte mich nur geärgert, daß einer von meinen Schimmeln lahm ist, sonst hätte ich gar nichts daraus gemacht. Das sind ja Kleinigkeiten!"

Das war ein Hohn und Spott, der ihn tief verletzte, und dennoch blieb in seinem Herzen nichts als Traurigkeit und Mitleid mit jener Frau, die sich nicht zurecht finden konnte mit sich selbst und mit der Welt, weil sie von Anfang an auf den falschen Weg gesetzt worden war.

Heute nun fand das kleine Rennen statt, das jedes Jahr vom Düstereider Reitverein veranstaltet wurde. Wellenbach wollte mit dem Nachtzuge um zehn Uhr nach Berlin zurückfahren und hatte wenig Lust, sich den andern, die in Carla Tilgenhardts Wagen nach der Jahlauer Heide fuhren, anzuschließen. Vielleicht würde er später noch hinausreiten, wenn er seine Sachen gepackt hatte.

Auf der Jahlauer Heide, die an die Fluren von Hinterjud stieß, sagten sich, wie der Volksmund es nennt,

die Füchse und Wölfe gute Nacht! Sie war so schlach wie ein Zeller, und verdiente kaum den Namen Heide, denn nur hier und da ragten kaum sichtbare Erhebungen mit Heidekraut bewachsen daraus hervor. Im übrigen war sie kahl, nur mit einer harten Narbe spärlichen Grases bedeckt, auf dem höchstens im Frühjahr, wenn der kleine Fluß Seeve Hochwasser gehabt und die Fläche überschwemmt hatte, die Hintersüder Schafe vierzehn Tage lang Nahrung fanden.

Nachdem Betows mit Carla und den drei Jungen fortgefahren waren, hatte Wellenbach immerwährend geschwankt, ob er noch hinausreiten sollte oder nicht. Schließlich gab er nach, und ließ Betows Wallach faheln.

Es war ein trüber Tag. Milchweißer Himmel, die Fernsicht verhangen in einer trüben Dunstschicht, kein Licht und kein Schatten, ein Tag, wo für jemand in Wellenbachs Stimmung die ganze Welt fade erscheint, ohne Höhen und Höfen, ohne Lachen und Weinen, alles Grau in Grau. Dem Rennplatz näher kommend, fiel ihm ein, daß er oft als junger Leutnant mit klopfendem Herzen hier herausgekommen war. Er war stets ein passionierter Reiter gewesen und hatte nie veräußt, soweit es ihm seine Mittel erlaubten, an derartigen Rennen sich zu beteiligen. Wie manche lustige Schnitzjagd hatte er mitgeritten auf der Fahlauer Heide.

Ganz Düstere und seine Umgebung hatten sich heute hier versammelt. Die Wandern trieben beinahe alle Pferdezeit und kannten fast jedes Pferd, das mitlaufen sollte!

Schon von weitem erkannte Wellenbach die Friedrichshofer Equipage an den Schimmeln. Frau Carla stand in heller Sommertoilette im Wagen und teilte im Verein mit Frau von Betow Erfrischungen an die Herren aus.

Unter den blauen, den Wagen umdrängenden Attilas, fiel ihm die grüne der Schwedter Husaren auf. Das war Herr Heller, der seine Reserveoffiziersuniform trug. In ruhigem, ausgiebigem Trabtempo trug ihn sein Gaul näher und näher. Er bemerkte, daß Carla, sich hoch aufrichtend und die Hand über die Augen haltend, scharf zu ihm hinüberspähte.

Einem Offiziersburschen sein Pferd übergebend stieg er ab und ging zunächst dorthin, wo er die Geschirre von Tuffelfelde und Hintersüder halten sah.

Frau von Totterbus, die er nie hatte leiden können, weil es ihr selten gelang, etwas Freundliches von andern Menschen zu denken und zu sagen, begrüßte ihn herzlich und stellte ihm ihre älteste vor, die ebenso kurz, rundlich impertinent rotbäckig wie ihr Vater aussah und verlegen den Gruß des Rittmeisters erwiderte.

„Sie sind doch zuverlässig,“ meinte Frau von Totterbus. „Sie lassen alle Bekannte nicht links liegen! Wenn Carla Tilgenhardt irgendwo erscheint, existiert unferneirer kaum noch für die übrige Welt, wenigstens nicht für die Herren. Gott, man kann es niemand verdenken! Sie soll einen ganzen Korb französischen Sekt mitgebracht haben; da kann man natürlich nicht konkurrieren. Elli, für! gib dem Herrn Rittmeister ein Glas Wein! das heißt, wenn Sie mit Rheinwein fürlieb nehmen wollen!“

Elli wurde noch röter und schenkte ein Glas voll. Wellenbach dankte und trank den Rüdesheimer, der eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einem Pfälzer Sauerling hatte. Jetzt kam der dicke Totterbus angeleucht: „Du Alte; Elli soll hinüberkommen! die schöne Carla schickt mich extra her!“

„Wenn es dir Spaß macht, mein Kindchen,“ sagte die Mutter mit sauerzucker Miene.

Elli war bereits mit der Behendigkeit eines Landmädchens aus dem Wagen gesprungen und unterwegs nach dem Friedrichshofer Geschirr.

„Das gute Kind!“ sagte ihre Mutter seufzend. „Sie schwärmt natürlich für die Tilgenhardt, die ab und an großartige Feste für junge Mädchen giebt! Lassen Sie sich nicht stören, Herr Rittmeister, Sie wollen gewiß noch andre begrüßen!“

Wellenbach wanderte weiter; mit einigen Zivilisten, die zu Fuß gekommen waren, unterhielt er sich längere Zeit. Der alte Tuffelfelde bot ihm eine Zigarre an und sagte:

„Mein Junge wollte nicht mitkommen! Kein Murr in der Jugend von heute! Statt dessen ist er nach Düstere gefahren, um einen Kornhandel abzuschließen. Ob er nun für den Zentner fünf Pfennig mehr bekommt, macht auch den Kohl nicht fett! Möchte nur wissen, wo der Junge das her hat? Seitdem ich ihm Tuffelfeld übergeben habe, arbeitet er wie ein Pferd und handelt wie ein Jude!“

Wellenbach wußte, daß Tuffelfeld mit Hypotheken belastet war, und daß der Erbe desselben allen Grund hatte wie ein Pferd zu arbeiten und wie ein Jude zu handeln! Obgleich Wellenbach ihn nur als Sekundanter gekannt, imponierte Bernhard von Tuffelfelde ihm, besonders, da er augenscheinlich nicht den bequemen vom Vater eingeschlagenen Weg betreten wollte, durch eine reiche Heirat Tuffelfelds hypothekenfrei zu machen.

„Ich sage man,“ fuhr Tuffelfelde fort, „die schöne Carla läßt den Teufel tanzen! Fürs letzte Rennen hat sie einen großartigen Pokal gestiftet. Der kleine Wedstiller behauptet, das Ding koste einen Gut voll Geld! Gott, sie hat's ja — so lange wie's geht!“

Damit ging er zum improvisierten Bierauschank und trank ein Glas Lagerbier.

Der Kreis, den Wellenbach um Carlas Wagen beschrieb, wurde naturgemäß immer enger. Das dritte Rennen sollte beginnen. Die meisten blauen Uniformen verließen ihren Wagen und begaben sich nach dem Sattelplatz. Nur Heller sah noch auf dem Bod neben dem Kutscher. Carla erwiderte Wellenbachs Gruß sehr kurz; sie stand auf einem der Stiege, stützte sich auf die Lehne des Bods und blickte über Hellers Schulter hinweg nach dem Start.

Malwine Betow fragte Wellenbach, ob er ein Glas Wein wüßte? Sie war in großer Aufregung bei solchen Gelegenheiten, in steter Angst, daß etwas passierte.

„Ich sehe gar nicht hin,“ sagte sie, dem Rennplatz den Rücken wendend, „aber was soll ich thun? Ich habe das Unglück, die älteste Dame im Regiment zu sein, wenigstens, was die Anciennität meines Mannes anbetrifft, und der Oberst bat mich, die Verteilung der Preise vorzunehmen! Daß die Kinder mitgenommen wurden, ist auch gegen meinen Wunsch; sie haben absolut keinen Nutzen davon! Gehen Sie nachher einmal zu meinem Mann, er hat einen Pferdehandel mit dem alten Tuffelfelde, und ich bin ganz sicher, daß die braune Stute, die er ihm aufhängen will, ganz kolossale Gufallen hat!“

Wellenbachs zerstreutes Wesen fiel ihr auf.

„Es wird mir ordentlich schwer,“ fuhr sie fort, „daß Sie heute abreißen. Es war diesmal nicht so wie in andern Jahren. Sie sind verschlossener geworden mir gegenüber! Ich hoffe, Sie finden nach dem Rennniner noch ein Stündchen Zeit, um mir Adieu zu sagen. Ich bin heute abend sicher zu Hause!“

„Ganz gewiß, gnädige Frau!“

Sein Gesicht war traurig, und in ihrem Bestreben, ihm etwas Herzliches zu sagen, fuhr sie fort:

„Ich muß daran zurückdenken, als Ihre Rosemarie noch mit hier war und Sie mitritten! Es war vor Ihrer Verlobung; das arme Ding stand schreckliche Angst aus!“

Er nickte stumm mit dem Kopfe.

„Was ist nur mit Ihnen Wellenbach?“

Er hätte alles darum gegeben, jemand sein Herz ausschütten zu können, aber es ging nicht: er mußte allein damit fertig werden.

„Stimmungen, gnädige Frau,“ antwortete er nur.

„Ich dachte, die hätten nur wir Frauen!“

Langsam wandte er den Blick zu Carla. Sie stand weit vorgebeugt und verfolgte gespannt den Lauf des Rennens. Er konnte nur ihr feines Profil sehen mit den vor Erregung halbgeöffneten Lippen. Ihr dunkler Kopf war dicht neben demjenigen Hellers. Plötzlich ging ein unterdrückter Ausruf durch die Menge, und Carla rief:

„Da! Da liegt Pfaffendorf!“

Einzelne Herren sprangen von den Wagen oder liefen aus dem Gedränge fort nach dem Teil der Rennbahn, wo der Sturz sich ereignet hatte.

„Der Gaul ist gesund!“ sagte Heller.

„Ja, ja — aber man trägt Pfaffendorf, ich sehe es deutlich!“

„Es ist doch geradezu eine Sünde,“ stöhnte Malwine von Betow! „Und der Mann ist verlobt!“

Wellenbach kannte den kleinen Pfaffendorf, sprang rasch zu seinem Pferd und galoppierte dorthin, wo sich eine kleine Gruppe nach dem Ambulanzwagen bewegte. Die Sache war gut abgelaufen. Schlüsselbeinbruch! Als Wellenbach herankam, hatte auch der Gestürzte schon wieder seine Besinnung gewonnen. Er sah etwas bleich aus, als er Wellenbach sah, und sagte:

„Ich habe mit der Daisy voriges Jahr die Armeegemacht und jetzt falle ich mit der Stute über 'ne lappige Hürde. Mir brummt nur der Schädel! Der Oberst wird zwar nicht begreifen, daß ein Hohlraum brummen kann!“

Wellenbach mußte lachen. Das war der unbekümmerte Reiter. Schneid und Schnoddrigkeit dicht bei einander! Verachtung jeder Gefahr, und auf der andern Seite so fein wie ein Gigerl aus den „Fliegenden Blättern!“

Er freute sich, Frau von Betow gute Nachrichten bringen zu können.

„Freut mich, daß er so davon gekommen ist! Seine Braut ist ein reizendes Mädchen!“ warf Carla über die Schulter zurück! „Passen Sie auf! Wedstiller macht das Rennen! Bravo, bravo!“ Sie klatschte lebhaft in die Hände.

In der Pause vor dem nächsten Rennen dieselben Szenen wie vorher, eine Gesellschaft lustiger, lachender Leute in und um die Wagen. Frau Carla sprühend von Leben und Ausgelassenheit, jede Rederei zurückgebend. Von Wellenbach nahm sie keine besondere

Notiz. Derselbe hatte Heller begrüßt und gefragt, ob er mitreiten wollte.

„Ja, im Friedrichshofer Jagdbrennen! Es ist beinahe Ehrensache um des Preises willen, den Frau Tilgenhardt gestiftet hat, und da ich zufällig im Frühjahr den Gaul gekauft habe, den Sie neulich sahen, werde ich honoris causa mich beteiligen. Ich war früher gut zu Hause auf dem grünen Rasen, bis das Geld alle war und des Lebens Ernst begann.“

Die Art, wie er das sagte, war bescheiden und gefiel Wellenbach.

Unter den andern Herren entstand eine lebhaft Diskussion, wer Pfaffendorfs Tantalus reiten sollte! Wer überhaupt ein passendes Pferd für das schwere Rennen über sechstausend Meter besaß, hatte genannt!

Pfaffendorf selbst, der, mit dem Arm in der Binde, nach einiger Zeit erschien, und von Carla ein Glas Sekt kredenzte bekam, meinte:

„Adieu, Pokal! Er hätte sich gut gemacht in meinem Glaschrank!“

„Da hat unferneirer noch etwas mehr Chancen,“ meinte ein Leutnant.

„Ist denn wirklich kein Mensch zu finden, der meinen Tantalus über die sechstausend Meter steuert?“ rief der Besitzer des berühmten Pferdes, sich im Kreise umsehend.

Jährlich von Letterow stand stramm; weil er zu ängstlich war, sich laut zu melden, sah er nur den Leutnant mit glänzenden Augen an.

„Ne, Männchen, das geht denn doch nicht! Sie bringen den Gaul nicht über die erste Hürde! Da müssen Sie erst noch etwas mehr lernen! In Carlshorst würden sich zehn Leute darum reißen; es ist wirklich ein Hundepack; ich habe es mir gleich gedacht. Als ich heute aufstand, lag eine unbezahlte Rechnung auf dem Schreibtisch, der Tag fing schlecht an.“

Da alle lachten, mochte dem Besitzer des Tantalus Wellenbachs ernstes Gesicht auffallen, mit dem er noch zu gleicher Zeit Premierleutnant gewesen war.

„Alle Wetter, Wellenbach, thun Sie es mir zuliebe!“

Nun wandte sich alles mit Bitten an diesen. Seinen Einwand, daß er seit sechs Jahren kein Rennen geritten hätte, ließ niemand gelten. Carla sah ihn gespannt an. Plötzlich wandte auch er den Blick zu ihr; er glaubte, in ihren Augen einen spöttischen Ausdruck zu bemerken und sah, daß sie Heller etwas zuflüsterte. Ueber das Gesicht des letzteren ging ein Lächeln und er, der Rittmeister, hörte, wie er sagte:

„Ich finde, daß eine gewisse Vorsicht gerechtfertigt ist! Ein Familienvater hat kein Recht, seine Knochen zu riskieren. Wenn der Tantalus nicht mitgeht, mache ich es vielleicht.“

Alles Gute in Wellenbach mahnte ihn, abzulehnen, aber es kam nun Stimmung über ihn, die er selbst nicht verstand, die sich nach Kampf sehnte, nach Handlung, und der Gedanke kam dazu: Was liegt an mir?

„Lopp, meinewegen,“ sagte er kurz, und nahm die Reitpeitsche unter den Arm. Er sah noch einen langen Blick aus Carlas Augen, dessen Deutung ihm nicht gelang, während Pfaffendorf ihn am Arm aus dem Kreise zog, um ihm noch Verhaltensmaßregeln zu geben.

„Nicht rühren! Lassen Sie den Tantalus gehen wie er will; er hat einen Dickkopf und ist im Anfang faul. Sie werden es schon merken, daß er aufwacht, wenn die ersten dreitausend Meter alle werden. Nicht rühren, auch nicht vor dem Sprung über den elsthaften Graben, der überhaupt nicht fair ist! Wenn nötig, geben Sie ihm beim Fini ein paar Eifen hinter den Gurten, damit er mehr ins Zeug geht!“

Wellenbach fragte, wer die Hauptkonkurrenten seien?

„Kein einziger, der dem Tantalus an die Eifen reicht, außer der Jessla, von diesem, wie heißt er doch, Heller! Sie ist eine Stradellatochter, ließ sich nicht steuern und wurde billig verkauft. Heller kann reiten, er hat die Stute seit einem halben Jahr unterm Sattel und bei der letzten Schnitzjagd habe ich sie gehen sehen. Er hat Bärenkräfte und kennt den Rummel!“

Als Wellenbach an den Hengst Tantalus herantrat, der sich mit schleppenden Bewegungen kalt und ruhig im Kreise herumführte, sah er Carla unter den Zuschauern hinter der Pisteleine des Sattelplatzes stehen. Er schnallte die Bügel richtig und prüfte jede Schnalle am Kopfstück. Es war ihm ein wunderbares Gefühl, zum erstenmal wieder zwischen den bunten Flaggen reiten zu sollen, als seien sechs Jahre aus seinem Leben ausgestrichen. Noch einmal sich umblühend, während einer von Pfaffendorfs Reuten den Gaul im Kreise herumführte, bemerkte er seinen Jungen, den Carla an der Hand hielt und zu dem sie, sich herabbeugend, einige Worte sagte.

Hell klang das Signal: „Aufstehen!“ über die Heide. Wellenbach stieg in den Sattel und ritt an Carla heran.

„Na, Heino, gib gut acht!“ sagte er, sich tief am Pferdehals herabbeugend und dem Kleinen die Hand

reichend. Leise fügte er hinzu — ohne Carla anzusehen —, „wenn etwas passieren sollte, gnädige Frau, mich freut es doch, daß der Junge so an Ihnen hängt!“ Sie richtete sich schnell auf, mit einem besorgten freundlichen Ausdruck in den Zügen.

„Ich wollte, Sie hätten es nicht gethan!“ erwiderte sie leise.

„Wellenbach, fix, zum Start!“ schrie Pfaffendorf. Rasch wandte jener das Pferd und trabte vom Sattelplatz fort.

Tantalus machte seinen Aufgalopp mit allen Zeichen der Unlust, nämlich mit krummem Rücken. Er steckte die Nase zwischen die Kniee und schüttelte den trockenen Kopf. Die Hürde nahm er so langweilig, daß er sie beinahe umwarf.

Der Start gelang aufs erste Mal. Die zwölf andern Herren gingen im geschlossenen Felde voran, dahinter Hellers Jessika und noch weiter zurück Tantalus, als ob ihn die ganze Sache nicht interessierte. Wellenbach hatte Gelegenheit, seinen Vordermann zu beobachten, zumal Tantalus, kalt bleibend, hie und da mit dem Kopfe schüttelnd und prustend, im verstärkten Jagdgalopp Sprung an Sprung wie eine Maschine reichte. Die ersten Hindernisse waren leicht. Beide Pferde muhten im Temperament Ähnlichkeit haben, und beide Reiter fügten sich geschickt in diese Eigenart der edlen Tiere, das heißt, sie ließen sich führen.

Wellenbach konnte beobachten, welche Reitkunst Heller anwenden mußte, um die Hindernisse in guter Form zu nehmen, denn sein Pferd sprang fraglos sehr widerwillig. Tantalus, der Routinier, legte vor jedem Hindernis ohne Aufforderung etwas zu im Tempo und ging darüber weg, ohne jede Kraftverschwendung.

Das herrliche Gefühl, fast einem Rausche gleichend, auf einem solchen Pferde zu sitzen, übte auf Wellenbach seine Wirkung. Ihm wurde das Herz leicht; er dachte weder an sich noch an einen andern Menschen; er genoß nur das Gefühl des Willens im Tiere unter sich und in sich selbst.

Als das Feld die kleine Tribüne und die Wagen passierte, hatte es sich schon ziemlich weit auseinander gezogen. Leutnant Westfeller führte oder vielmehr sein Gaul führte in einer wahnsinnigen Pace, die unmöglich über sechstausend Meter aushalten konnte. Tantalus und Jessika waren noch die letzten. Unter den un-

eingeweihten Zuschauern wurden spöttische Bemerkungen ausgetauscht.

Als Wellenbach ganz dicht an der Barriere dahinslog, hörte er deutlich Pfaffendorf sagen: „Bravo! Gehen lassen!“ Für Kenner war es ein Vergnügen, wie die beiden Pferde den Tribünensprung absolvierten. Pfaffendorf stand schon wieder neben Carla Tilgenhardt im Wagen, vergaß alle Schmerzen im linken



Ada Christen †.

Arm und zitterte beinahe vor Vergnügen und Erregung.

„Einfach großartig, wie Wellenbach das macht; aber dieser Heller, das ist noch großartiger!“

„Ist der Sprung sehr gefährlich?“ fragte Carla mit vor Erregung zitternder Stimme. Seit dem Beginn dieses Rennens war sie in einer furchtbaren Aufregung. Einige Sekunden stand sie auf dem Sitz und sah gespannt dem Rennen zu; in der nächsten Minute saß sie wieder, hielt die Hände zwischen die Kniee geklemmt und sagte zu Malwine von Betow: „Ich komme um vor Angst!“

Diese, die ihrer sittlichen Entrüstung über Wellen-

bach vor dem Rennen sehr präzisen Ausdruck gegeben hatte, war jetzt seelenvergnügt, weil nach ihrer Ansicht Carla sich doch nur um Wellenbach ängstigen konnte.

„Gefährlich!“ erwiderte Pfaffendorf und ließ ganz erstaunt sein Monocle fallen. „Ja, gnädige Frau, gefährlich ist die Geschichte überhaupt, sonst thäte es doch keiner!“

Das war nun seine Ansicht über die Dinge.

Ohne genau acht zu geben, sah Wellenbach, wie ein Pferd nach dem andern zurückfiel, dann neben ihm ging und bald hinter ihm verschwand; nur Heller blieb immer in demselben Abstand von ihm, wie ein Uhrwerk, in dessen Zähne sich die Sprünge des braven Tantalus einfügten. Jetzt bogen sie auf die Linie vor dem Wassergraben. Die Jessika begann zu schwimmen und kreuzte um ein Haar vor Wellenbach übers Gelaufe, so daß dieser unwillkürlich „Achtung!“ rief, dann waren beide auch schon hinüber, Gurt neben Gurt. Aus dem linken Augenwinkel heraus sah Wellenbach Hellers braunes, ruhig männliches Gesicht. Er schien noch immer zu verhalten. Wellenbach that dasselbe. Die Chancen muhten im Finis herausgeholt werden. Das Spiel, dies Abwägen der Kräfte im Wettbewerb, die kalte Berechnung der Spannkraft, die er unter sich fühlte, reizte Wellenbach. Das war schön! Das war Leben! Auf der Geraden ritt Heller etwas wenig anständig, so nahe, daß er ihm von der Seite einen warnenden Blick zuwarf.

„Jetzt geht's um Carla Tilgenhardt!“ stieß Heller zwischen den fest aufeinandergebißenen Zähnen hervor.

Wellenbach mußte lächeln, gleich darauf hörte er, daß jener die Peitsche brauchte und um eine halbe Pferdelänge vorkam. Wellenbach begann vorsichtig aufzudrehen. Der brave Tantalus streckte sich und war in zehn Sprüngen wieder Kopf an Kopf mit Jessika. Wieder pfiß die Peitsche, und die letztere warf sich vor. Wieder dasselbe Spiel, wie Rabe und Maus!

Von den Zuschauern konnte dies niemand bemerken, höchstens Pfaffendorf, der vor Aufregung zappelte, weil Wellenbach jetzt das Letzte herausholen mußte nach seiner Ansicht. Dieser aber taxierte ruhig die Entfernung.

Noch fünfzig Meter!

Im richtigen Moment saßen die Sporen; er fühlte, wie sich ihm die ganze Vorderhand des Pferdes in die straffen Zügel drückte und daß er vorkam. Erst das Jauchzen des Publikums gab ihm Gewißheit, daß er das Rennen gewonnen hatte.



Phot. W. Sander & Sohn, Berlin-Mitte.

Aus China zurückgekehrte verwundete und franke deutsche Soldaten vor dem Barackenzazarett in Bremerhaven.



Landsgemeinde in Glarus: Die Regierung wird vom Rathhaus zur Landsgemeinde geleitet.
Foto. H. Stern, Zürich.



Landsgemeinde in Glarus: Der „Ring“ der Bürger (Moment des Schwur).
Foto. H. Stern, Zürich.



Landsgemeinde in Hundwil (Appenzell Auser-Rhoden).
Foto. Schütz, Berlin.



Landsgemeinde in Hundwil (Appenzell Auser-Rhoden).
Foto. Schütz, Berlin.

Schweizerische Landsgemeinden.

Pfaffendorf, der wie besessen hinter ihm hergerannt war nach dem Passieren des Ziels, war ganz außer sich. „Mensch! Wellenbach! Könnte ich dir nur einen Kuß geben!“ Er schluchzte beinahe. „Alle Hagel, ist das ein Genuß, so etwas ansehen zu dürfen, aber es kostet Nerven. Den Pokal hast du dir ehrlich verdient!“

„Will ich gar nicht, Pfaff; mir liegt absolut nichts daran; ich habe meine Gründe!“

„Unfinn!“ sagte Pfaffendorf. Er schritt neben dem Pferd und klopfte ihm unausgesetzt zärtlich den nassen Hals.

Als sie nach dem Sattelplatz einbogen, kam ihnen Carla entgegen und schüttelte, glückwünschend, Wellenbach die Hand.

„Sag Ihnen daran, daß ich gewann?“ fragte er leise. „Wieso?“ Sie machte ihr hochmütigstes Gesicht. „Selbstverständlich nicht; ich hätte es Herrn Heller von Herzen gegönnt.“

Wellenbach ärgerte sich selbst über seine dumme Frage. Sie sah so reizend aus in der Erregung und war ihm mit leuchtenden Augen entgegen gekommen. Die Offiziere gratulierten alle Herrn Heller, besonders Pfaffendorf machte ihm Elogen über das Finish, fragte aber zugleich, ob die Jessita käuflich sei.

„Warum nicht?“ meinte Heller, seinen Kerger mühsam verhehlend. Er lachte sich selbst aus, daß er ja erpicht gewesen war, den Preis zu bekommen. Aber selbst solche Verstandesnaturen haben schwache Seiten.

Vor zwei Jahren hatte ihm eine Zigeunerin in Ungarn, wo er damals ein Gut bewirtschaftete, unter andern sehr angenehmen Dingen, gesagt: „Am Ende schmeckt ein silberner Becher, wenn du ihn faßt, ist das Glück darin!“

Die Sache war ihm erst vor sechs Wochen eingefallen, als Carla ihn um Rat gefragt, wo sie den Ehrenpreis bestellen solle.

„Narr!“ schalt er sich selbst, als er sich wieder zu den andern am Wagen gesellte. Als ob Carla Tilgenhardt durch solche Dinge zu gewinnen wäre!

Vielleicht hatte er ihren Charakter besser studiert und erfaßt, als dies einem Wellenbach möglich gewesen wäre. Daß Carla jedoch ihn jetzt kaum beachtete, verdross ihn doch. Hatte sie seinen Gesichtsausdruck bemerkt? Sie rief ihm plötzlich über die Köpfe der andern hinweg zu:

„Die Jessita ging großartig! Nur meinen die Herren, Sie hätten im Finish ruhiger bleiben sollen!“

Er verbeugte sich, legte die Hand an die Mütze und sagte:

„Ich bin den Herren sehr dankbar für die gütige Belehrung!“

„Sie haben ganz recht,“ rief Pfaffendorf. „Klugschneider giebt's immer; besonders unter denen, die keine Ahnung davon haben!“

„Geh das auf mich?“ fragte Carla lachend.

„Aber, meine Gnädigste, welche Frage! Damen haben immer die richtige Ahnung. Meine Braut schrieb mir gestern, sie habe eine Ahnung, daß unsre Hochzeit noch verschoben werden müsse, weil ich sicherlich vorher Arme und Beine brechen würde. Wie artig von mir, nur das Schlüsselbein zu brechen.“

Damit war die kleine Pause, die durch Hellers scharfe Worte entstanden war, überwunden. Frau von Betow wurde gebeten, die Preisverteilung zu übernehmen. Der Regimentsadjutant las die Namen der Sieger vor.

„Sechstes Rennen, Preis von Friedrichshof! — Bitte, gnädige Frau!“ wandte sich der Oberst an Carla.

Diese ergriff, leicht erröthend, den Pokal und sagte: „Herr Rittmeister von Wellenbach — es freut mich, Ihnen den Preis geben zu können.“

„Ich bedaure sehr, gnädige Frau, aber nicht mir gebührt der Preis, sondern Pfaffendorf!“

„Oho,“ riefen mehrere Herren, „nein nein! Alte Sache, Ehrenpreis dem Reiter!“

Carla war etwas bleich geworden, sie ärgerte sich wahnsinnig, behielt aber doch die Ruhe, zu sagen:

„Herr von Pfaffendorf, dann darf ich Sie bitten, Ihrer Fräulein Braut den Preis zu bringen; vielleicht wird er sie etwas trösten über das zerbrochene Schlüsselbein; aber unter der einen Bedingung: bei Ihrer Hochzeit steht der Becher vor Ihnen beiden auf dem Tisch.“

Unter diesen Umständen ist jede Weigerung ein Verbrechen!“ meinte Pfaffendorf galant. „Ich kann unmöglich zwei Damen beleidigen. Vielen Dank!“

Er küßte ihr die Hand.

Tuffelfelde stieg den dicken Totterhus in die Rippen:

„Ich lasse mich hängen, sie ärgert sich, daß Heller Zweiter wurde! Es wäre doch zu nett gewesen, wenn der Preis in Friedrichshof geblieben wäre.“

„Blech, Tuffel! Aber er ärgert sich, und das kann ich ihm nicht verdenken!“

„Ich wette einen braunen Lappen gegen einen roten Heller, daß die schöne Carla übers Jahr Frau Müller heißt!“

Der alte Herr freute sich so sehr über das Wortspiel, daß er sich ausschütten mußte vor Lachen, und Totterhus ihm den Rippenstoß zurückgeben konnte.

„Lachen Sie nicht so impertinent, Tuffel, es wäre das Schlimmste noch nicht! Gute Landwirte können wir brauchen, und er versteht seinen Kram!“

„Kann seinen Kram!“ lachte Tuffelfelde. „Wissen Sie denn, daß er zwei Kalköfen bauen will?“

„Hol' ihn der Teufel!“ knurrte der Besitzer von Hinterhub, der selbst Kalk brannte. „Ich dachte immer, Wellenbach hätte starke Absichten.“

„Keine Ahnung! Der trauert ja noch in Sack und Asche um seine Frau. Das muß ich selbst sagen, mir wäre Heller lieber als Wellenbach. Der Rittmeister ist man ein langweiliger Kunde! Gott ja, ein guter Kerl, ein anständiger Kerl, aber die schöne Carla braucht einen andern Schlag von Mann. Ich habe jetzt genug und will nach Hause!“

Totterhus pffte durch die Zähne und sah ihm nach. Die Trauben waren sauer, nachdem Bernhard von Tuffelfelde in Friedrichshof sein Glück gehabt hatte!

(Fortsetzung folgt.)

Moselwein.

Gedicht von J. Sahl. Komponiert von E. Kassen.

(Bild S. 564.)

In den Moselländern beiden
Wächst ein lieber Rebentrank,
Wohlbekannt bei Christ und Heiden
Fast zweitausend Jahre lang;
Schon die alten Römer nennen
Einen „vinum bonum“ ihn,
Und die alten Deutschen kennen
Ihn als „rechten süß'gen Wein“.
Schön Moselland im Rebentkleid,
Gott schütz' den Wein dir allezeit.

Moselland von Trier bis Traben
Über wächst der beste Wein,
Winzers Fleiß und Mühe haben
Ihn gezogen edelstein;
Reifet dort im Sonnenboden,
Stählet sich an deutscher Luft,
Und der Schiefergäredem
Giebt ihm Moselblumenduft.
Schön Moselland im Rebentkleid,
Gott schütz' den Wein dir allezeit.

's ist ein Wein mit blankem Schilde,
Reingehaltig, hochgemut,
Stärke einet er mit Milde,
Kühle mit verhaltener Glut;
Feind dem dürstigen Gequäle
Auf dem trockenen Planet
Ist er edler Federseele
Labequell und Trugmagnet.

Schön Moselland im Rebentkleid,
Gott schütz' den Wein dir allezeit.

Ferne bleiben Kümmernisse,
Leichter wird dir jede Last,
Süßer werden Frauenküsse,
Wenn du guten Mosel hast.
Seiner Flaschen Janberkünde
Malt die Welt dir wunderschön,
Läßt dich auch in sel'ger Stunde
Wohl dein Liebchen doppelt sehn.
Schön Moselland im Rebentkleid,
Gott schütz' den Wein dir allezeit.

Der Kampf um die Wohnung.

Von

Johannes Corvey.

Die Grundlage jeder staatlichen Entwicklung ist ein gesundes Familienleben. Selbst die furchtbaren Leiden des Dreißigjährigen Krieges haben daselbe im deutschen Volke nicht zu zerstören vermocht. Wohl waren manche zarte Regungen erstickt, viele Herzen hatten sich verhärtet, wilde Sitten herrschten, wo einst Zucht und Ehrbarkeit galten, aber der Kern des deutschen Volkes war gesund geblieben. Die tiefen wirtschaftlichen Wunden des Landes heilten zwar langsam, doch die deutsche Familie hatte sich schon nach wenigen Jahrzehnten von den Drangsalen des Krieges erholt. Sie war wieder eine Stätte guter Sitte und der bürgerlichen und bürgerlichen Tugend geworden, wenn auch in der oberen Gesellschaft der damaligen Zeit die am Hofe des französischen „Sonnenkönigs“ herrschende Lebensanschauung einen verhängnisvollen Einfluß gewann. Was sich in der bösesten Zeit der deutschen Geschichte, in den Jahren des höchsten Elends unsers Volkes erhielt, was von den Heimtuchungen der napoleonischen Kriege und den zerschenden Strömungen der deutschen Kleinstaaterei kaum berührt wurde — das gesunde deutsche Familienleben, wird in der Gegenwart durch die Wohnungsnot schwer bedroht. Wie das letztere die Grundlage jeder glücklichen staatlichen Entwicklung ist, so kann es nicht gedeihen ohne gesunde Wohnung. Diese Ueberzeugung wird heute von allen Sozialpolitikern geteilt, mögen sonst auch die Anschauungen weit auseinandergehen. Die Lösung der Wohnungsfrage ist tatsächlich zu einer der wichtigsten Aufgaben des sozialen Fortschritts geworden; gelingt diese Lösung nicht, so droht dem deutschen Volk die Gefahr der körperlichen und sittlichen Verfallung.

Es läßt sich heute nicht mehr feststellen, welchen Anteil die Wohnungsnot an dem Untergang der antiken Kultur hatte, aber daß ihr Anteil nicht gering gewesen sein kann, geht aus den Schilderungen der alten Schriftsteller hervor. Neben den heute noch als Ruinen unsre Bewunderung erweckenden Prachtbauten der antiken Städte gab es enge Gassen, angefüllt mit wimmelnden Menschen und dem Schmutz der Jahrhunderte. Von Juvenal, Martial, Diodor und andern wissen wir, daß besonders im alten Rom die Wohnungsverhältnisse nicht besser waren als gegenwärtig in den ungesunden Vierteln unsrer Großstädte. Auch im deutschen Mittelalter sah es mit der Hygiene der Wohnungen übel aus. In den ältesten Teilen unsrer Städte wird uns vielfach noch heute ein Bild der damaligen Zeit überliefert: enge Gassen, winkelig gebaute hochgiebelige Häuser, in deren innere Gasse nur schwer ein heller Sonnenstrahl und ein frischer Luftzug seinen Weg findet. Aber im deutschen Mittelalter waren diese Häuser nicht überfüllt wie heute. Sie waren selten Mietkasernen im gegenwärtigen Sinne, doch sie waren auch noch nicht die beste Anlage für ein nach hoher Verzinsung suchendes Kapital und daher auch kein Gegenstand der Spekulation. Der Wohnungswechsel scheint nicht so häufig gewesen zu sein; die Mieten waren, selbst an dem damaligen Einkommen gemessen, in den meisten Städten niedrig. Einen Kampf um Wohnung und Wohnungsmiete kannte man nicht, während gegenwärtig für die Mehrzahl der Städtebevölkerung die rechtzeitige Beschaffung des Mietzinses eine der schwersten wirtschaftlichen Sorgen bildet.

Allerdings war auch die Entwicklung der Städte eine sehr ruhige. Die Zahl ihrer Bevölkerung stieg so langsam, daß der Wert des städtischen Grundbesitzes für lange Zeiträume sich nur wenig veränderte. Erst das schnelle Ausblühen der größeren Stadtgemeinden im neunzehnten Jahrhundert, die mit unerhörter Raschheit anwachsende Zahl der städtischen Bevölkerung, die große Wanderbewegung vom Dorf in die Stadt hat in dieser und ihrer Umgebung die Grundlage für die Häuser- und Bodenspekulation und für die heutige Wohnungsnot geschaffen. Die Einwohnerzahl vieler deutscher Städte ist heute mehr als zehnmal so groß als vor hundert Jahren; so in Berlin, Leipzig, München, Dresden und in zahlreichen andern Orten. Diese Steigerung der Bevölkerungsziffer fällt namentlich in die letzten Jahrzehnte. Sie war begleitet von einer Erhöhung des städtischen Bodenpreises und einer Ausnutzung des Baugrundes, wie man dieselbe früher in Deutschland nie gekannt hatte. In die letzten Jahrzehnte fällt daher auch die eigentliche Ausbildung des großstädtischen Wohnhauses zur Mietkaserne, die eine sehr hohe Verzinsung des in Grundwerten angelegten Kapitals gestattet. Zu welchen Verhältnissen wir in dieser Beziehung gelangt sind, mögen einige Zahlen beweisen. Auf tausend Häuser kommen in Berlin stets fünf, von denen jedes mehr als 300 Bewohner zählt, in Hamburg und Breslau vier, und in andern deutschen Großstädten werden die Verhältnisse kaum besser sein. Im Jahre 1860 zählte in Berlin ein Haus im Durchschnitt 48 Bewohner, gegenwärtig 72. Etwa 600 000 Menschen wohnen in der Reichshauptstadt zu sechs und mehr in einem heizbaren Zimmer, und es giebt rund 100 000 Schlafleute, die nur ein Bett, aber kein Zimmer gemietet haben. In der Adlerstraße in Berlin steht die größte Mietkaserne Deutschlands. Dieselbe umfaßt ein Vorderhaus und sechs Quergebäude und bietet etwa 3000 Menschen Unterkunft. In Wien befindet sich in der Vorstadt Wieden eine Mietkaserne, die 400 Wohnungen mit 1400 Räumen enthält. Das Grundstück ist auf 2112 Bewohner eingerichtet und soll jährlich mehr als 200 000 Kronen Miete bringen. Eines der am dünnsten bevölkerten Länder ist Rußland, aber es besitzt in Petersburg ein Miethaus, in dem gegen 10 000 Menschen wohnen, und in Warschau wurde vor einigen Jahren ein Gebäude errichtet, das auf 6000 Mieter berechnet ist. Nach der Ueberzeugung des englischen Sozialstatistikers Webb wohnen in London eine Million Menschen so schlecht, wie ein vernünftiger Landwirt sein Vieh nicht unterbringen würde. Das ist der Fall, obgleich bereits 1841 der Prinzregent Albert an die Spitze einer Gesellschaft trat, die sich die Verbesserung der Arbeiterwohnungen zum Ziel setzte. Noch 1896 gab es in Frankreich 219 270 Wohnhäuser ohne Fenster, bei denen Luft und Licht also nur durch die Thür Eingang fanden, in dem glänzenden Paris giebt es 25—30 000 Familien, die zu fünf und sechs Personen nur ein Zimmer bewohnen. In Wien gab es vor mehreren Jahren noch 23 921 Wohnungen mit nur einem Gelaß, die 64 000 Menschen beherbergten, stark überfüllt waren 12 435 Wohnungen, in 28 469 gab es keine Küche und 94 073 bestanden nur aus einem Zimmer mit Küche.

Auch in sehr vielen Mittel- und Kleinstädten herrschen

sehr ungesunde Verhältnisse. Der Bürgermeister einer mittleren rheinischen Stadt schilderte die in seiner Gemeinde bestehenden Wohnungszustände als „grauenhaft“. Sie seien die Ursache eines starken körperlichen und sittlichen Niederganges der ärmeren Bevölkerung. Für die schlechtesten Räume müsse schwere Miete bezahlt werden. So bringe ein bestimmtes, gänzlich verschmutztes Haus seinem Besitzer jährlich 2000 Mark Miete, während nach der Schätzung des Stadtbau-meisters das ganze Gebäude nur etwa soviel wert sei. Es liegen Ermittlungen vor aus zahlreichen deutschen Mittel- und Kleinstädten, die sämtlich eine dort herrschende Wohnungsnot bestätigen. Überall macht sich ein starker Mangel an gesunden und wohlfeilen Mieträumen bemerkbar. Den vorhandenen Wohnungen fehlt vielfach Luft und Licht, der Zins ist außerordentlich hoch, und infolge der häufigen Steigerungen und aus andern Gründen findet, wie in den Großstädten, ein sehr umfangreicher Wohnungswechsel statt. Im allgemeinen kann man annehmen, daß die Wohnungsnot um so stärker hervortritt, je höher die Bevölkerungszahl der Städte ist, doch sie bleibt keineswegs auf die letzteren beschränkt. Auch auf dem Lande besteht eine Wohnungsfrage, und sie ist dort vielfach schwieriger zu lösen als in den Stadtgemeinden. Namentlich in ärmeren Bauerndörfern giebt es Arbeiterwohnungen, die sich von den nahen Viehställen kaum unterscheiden. Selbst die bäuerlichen Besitzer leben in äußerst dürftigen Räumen, und wie ihre Arbeiter sind sie zufrieden, wenn das Gelaß, in dem sie hausen, gegen die Unbill des Wetters notdürftig schützt. Namentlich im deutschen Osten haben die angestellten Ermittlungen erkennen lassen, daß dort der kleine Bauer und landwirtschaftliche Arbeiter noch ganz so schlecht wohnt als im Mittelalter, das weder eine Hygiene noch Rücksichten auf die Volksgesundheit im heutigen Sinne kannte.

Es besteht in der Gegenwart kein Zweifel darüber, daß zwischen schlechten Wohnungszuständen und körperlicher und sittlicher Krankheit eine traurige Wechselwirkung stattfindet. Die Wohnungsfrage ist als eine Lebensfrage der Kinder, der heranwachsenden Geschlechter bezeichnet. Man braucht in den Großstädten den armen menschlichen Kellerpflänzchen nur in das Gesicht zu blicken, in das schmale, müde Gesicht, um den verhängnisvollen Einfluß Luft- und lichtloser Wohnungen auf die Kinder zu erkennen. Diphtherie, Rachitis, Skrofuloze und Anämie fordern in dieser unglücklichen Jugend furchtbare Opfer. Nach den in verschiedenen Ländern und Städten ausgeführten sozialstatistischen Erhebungen wächst die Sterblichkeit in demselben Maße, wie die Zahl der Bewohner eines Hauses zunimmt. In Frankreich stirbt in Verwaltungsbezirken, in denen auf hundert Wohnungen sieben schlechte kommen, jährlich eine Person von 72, steigt die Zahl der schlechten Wohnungen auf 22 oder selbst 38 von hundert, so stirbt eine Person von 64 und 45. Als in Berlin die durchschnittliche Zahl der Bewohner eines Hauses 32 betrug, starben von Hundert der Bevölkerung 2,4, in Paris starben vor mehreren Jahren, als die durchschnittliche Bewohnerzahl eines Hauses 35 war, 2,8, in Petersburg bei 52 4,1, in Wien bei 55 4,7. Man erkennt also, je höher die durchschnittliche Bewohnerzahl eines Hauses ist, um so größer ist auch die Sterblichkeitsziffer. Nachdem in Glasgow die alte Stadt mit ihren ungesunden Wohnungen umgebaut worden war, sank die Sterblichkeit von 32,4 unter tausend Einwohnern auf 25,5; gleichzeitig ermäßigte sich auch die Zahl der Verbrechen. Eine gemeinnützige englische Gesellschaft verschaffte vor mehreren Jahren 105 Familien mit 1340 Personen, die bisher in ungesunden Räumen lebten, menschenwürdige Wohnungen. Bis dahin waren in diesen Familien auf 900 Personen jährlich 36 Todesfälle gekommen, in den neuen Wohnungen gingen diese zurück auf 3 bis 7 im Jahr. Eine andre, in gleicher Richtung wirkende englische Gesellschaft machte ganz dieselbe Erfahrung. In Deutschland sterben an der Tuberkuloze in jedem Jahr etwa 60 000 Menschen. Aerzte und Sozialpolitiker nehmen mit Recht an, daß die Wohnungsnot zu den von dieser Krankheit angerichteten Verheerungen sehr erheblich beiträgt. Die Verheerungen bedeuten natürlich auch schwere volkswirtschaftliche Verluste; die schlechte Wohnung steht nicht nur mit der menschlichen Gesundheit, sondern auch mit dem Volkswohlstand in engster Beziehung. Und wieder sind es die wirtschaftlich schwächsten Kreise der Bevölkerung, die am härtesten getroffen werden. Sie müssen der Wohnungsnot doppelt opfern: einerseits ihre Gesundheit, andererseits einen unverhältnismäßig hohen Teil ihres bescheidenen Einkommens. Wir erinnern an das oben angeführte Beispiel aus einer rheinischen Mittelstadt. In Berliner Hinterhäusern kostet ein niedriges Zimmer mit Kochofen jährlich 130 bis 150 Mark, mit Küche 80 bis 90 Mark mehr, und das im dritten oder vierten Stock. Selbst die schlechteste, aus Stube, Kammer und Küche bestehende Wohnung eines alten Berliner Hinterhauses wird unter 250 Mark jährlich schwerlich vermietet. In besseren Straßen kostet im ersten Stock des Vorder-

hauses ein Zimmer mindestens 400 Mark, im zweiten 350 und im dritten 255 Mark. In manchen Straßen sind die Preise noch höher. In den deutschen Großstädten, wie auch in vielen Mittelstädten, muß heute ein den wohlhabenden Klassen angehöriger Familienvater etwa ein Sechstel, der „Kleine Mann“ jedoch oft ein Drittel, ja selbst die Hälfte seines Einkommens als Miete bezahlen.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß der Kampf um die Miete die gesamte Lebenshaltung der minderbemittelten Klassen beherrscht. In ihnen führt der Ernährer der Familie diesen Kampf ohne Unterlaß; ein Ausruhen giebt es nur, wenn ein besonderer Glücksfall die wirtschaftliche Lage des Betroffenen erheblich bessert. In Zeiten günstigen Geschäftsganges und guter Löhne ist der Kampf wohl weniger hart, aber eine Sorge bildet die rechtzeitige Erlangung der Miete auch dann. Bei den hohen Preisen der Wohnungen ist man selbst in vielen Familien des bürgerlichen Mittelstandes gezwungen, einzelne Zimmer weiter zu vermieten. Oft gelangt man in dieser Weise zu Verhältnissen, daß die besten Räume von Fremden bewohnt werden, während der eigentliche Inhaber der Wohnung mit seiner Familie auf das schlechteste Zimmer und einige Nebengelasse oder selbst nur auf Kammer und Küche beschränkt ist. Dieser Weg, die hohe Miete aufzubringen, wird bekanntlich namentlich in Groß- und Mittelstädten eingeschlagen, in denen auch das Schlafburgenwesen eine Gestalt angenommen hat, daß es nicht nur ernste Gefahren für die Volksgesundheit birgt, sondern auch große sittliche Bedenken erregt. In manchen größeren Städten blüht auch das tageweise Vermieten einzelner Zimmer. Man sucht dann häufig zureisende Fremde bereits an den Bahnhöfen abzufangen, um ihnen derartige Wohnungen aufzubereiten. Sehr erheblich wird durch die hohe Wohnungsmiete auch die Frauenarbeit in Fabriken, die hausindustrielle weibliche Beschäftigung und die gewerbliche Kinderarbeit befördert. Alle in den letzten Jahren auf diesem Gebiet angestellten Untersuchungen haben ergeben, daß die hausindustrielle weibliche Beschäftigung, namentlich wegen ihrer langen Ausdehnung in oft völlig ungeeigneten Arbeitsräumen, schwere gesundheitliche Schäden mit sich bringt. Gegen die immer größeren Umfang annehmende gewerbliche Kinderarbeit ist sowohl von ärztlicher und sozialpolitischer Seite, wie aber besonders auch von der deutschen Lehrerschaft aus gesundheitlichen, sittlichen und erzieherischen Gründen gewichtiger Einspruch erhoben worden. Doch solange kein Weg für ein zweckentsprechendes reichsgefehltes Einschreiten gefunden ist, werden auch die in dieser Beziehung herrschenden Uebelstände schwerlich aufhören, und ob selbst dann, ist zu bezweifeln, da die durch hohe Mieten verschärfte harte Not des Lebens jede Erwerbsgelegenheit ergreifen muß und dieselbe willkommen heißt. Neben diesem ehrlichen Kampf um die Miete drängt bekanntlich die Höhe derselben auch zu manchem dunkeln Erwerb. So erfordern gewisse Zimmervermieterinnen die ständige Aufmerksamkeit der Sittenpolizei. Sie bringen die Unmoral auch in die Nähe ehrenhafter Häuslichkeit, diese selbst und ihre Umgebung gefährdend.

Zeit die verhängnisvolle und vielgestaltige Wirkung der heutigen Wohnungszustände erkannt ist, hat man den Kampf gegen dieselben aufgenommen. Bisher allerdings mit geringem Erfolg. Es fehlt nicht an weitgehenden Vorschlägen zur gründlichen Lösung der Wohnungsfrage, aber sie haben zunächst wenig Aussicht auf Verwirklichung. Im wesentlichen hat man bisher lediglich die Politik der „kleinen Mittel“ zur Anwendung gebracht, während eine starke sozialpolitische Richtung auch in der Wohnungsfrage nach einer umfassenden großen Reformgehegung drängt. Die Bestrebungen, auf dem Wege der genossenschaftlichen Selbsthilfe Besserung zu schaffen, sind bekannt. Es giebt in Deutschland etwa 250 Baugenossenschaften, die sich die Errichtung gesunder und wohlfeiler Wohnungen für die weniger bemittelte Bevölkerung zum Ziel setzen. Sie haben in manchen Orten Anerkennenswertes geleistet, ohne jedoch damit auf die Gestaltung der Wohnungsfrage nennenswerten Einfluß zu gewinnen. In fast allen Industriebezirken, und vereinzelt auch auf dem Lande, sind von zahlreichen Unternehmern Arbeiterwohnhäuser errichtet, auch einzelne städtische Gemeinwesen haben Häuser gebaut, um einen Teil ihrer Beamten und Arbeiter der Wohnungsnot zu entrücken. Unter den staatlichen Betrieben zeichnen sich besonders die Verwaltung der Eisenbahnen und verschiedener Militärwerkstätten durch die Errichtung von Beamten- und Arbeiterwohnungen aus. So dankenswert alle diese Maßnahmen sind, sie können doch nicht darüber täuschen, daß durch sie wohl für einen verhältnismäßig kleinen Kreis einzelner bessere Wohnungszustände geschaffen werden, daß sie jedoch ebensowenig wie bisher die Baugenossenschaften und die Bau- und Sparvereine eine allgemeine soziale Wirkung zu üben vermögen. Zu den kleinen Mitteln wird von vielen Politikern der Wohnungsfrage auch die Verbilligung und Aus-

dehnung des Vorortverkehrs gerechnet, der vielen, selbst bei täglicher städtischer Beschäftigung, das Wohnen in ländlichen Orten möglich macht. Auch das Fahrrad hat in dieser Beziehung einigen Einfluß gewonnen. Um ihren Arbeitern die Möglichkeit zu geben, auswärts zu wohnen, liefern einige großstädtische Unternehmer ihnen die Räder auf Abzahlung zu sehr ermäßigten Preisen. Erwähnung verdienen hier auch die Bestrebungen der Oktavia Hill-Vereinigungen, obwohl diese in Deutschland bisher wenig Nachahmung gefunden haben. Oktavia Hill war bekanntlich eine arme englische Lehrerin, die von dem Wohnungsjammer ihrer noch ärmeren Nachbarn gedrängt wurde, unter unendlichen Mühen eine Vereinigung zum Ankauf ganz schlechter und verrufener Häuser zu bilden. Diese werden ausgebaut und in ihnen bescheidene, aber freundliche, sittlichen und gesundheitlichen Anforderungen nach Möglichkeit entsprechende Wohnungen für arme Leute geschaffen. Den geringen, aber stets die Kosten des Hauses bedeckenden Mietzins lassen die Vereinigungen wöchentlich oder monatlich durch Vertrauensdamen abholen, die taktvoll auch sonst in wirtschaftlicher, sittlicher und häuslicher Beziehung auf die Mieterfamilie erzieherisch einzuwirken suchen. In England haben diese Vereinigungen eine gewisse Bedeutung erlangt, auch in Leipzig hat man gute Erfahrungen gemacht, in Berlin hatten ähnliche Bestrebungen jedoch keinen günstigen Erfolg. Auch die in manchen deutschen Städten bestehenden Mietzinsparzellen haben nur wenig Verbreitung gefunden. Die erste dieser Rassen wurde 1852 in Neuenburg in der Schweiz von gemeinnützigen Männern gegründet. Die Rassen nehmen von ärmeren Mietern wöchentlich Sparbeiträge entgegen, die sie etwas höher als andre Sparkassen zu verzinsen pflegen und am Fälligkeitstag der Miete wieder zurückzahlen. Einige Rassen haben für die eifrigsten Sparer Prämien ausgesetzt.

Auf andern Wegen wollen die Freunde einer Wohnungsreform großen Stills wirken. Sie verkennen den Nutzen der vorstehend erwähnten Hilfsfähigkeit und den sich in ihr ausdrückenden guten Willen nicht, aber sie haben die Ueberzeugung, daß die Größe der Wohnungsnot auch kraftvolle, weit ausgreifende Maßregeln erfordert. Diese verlangen sie vom Staat und von der Gemeinde. Sie wünschen zunächst, daß die staatliche Alters- und Invalidenversicherung, ebenso die Berufsgenossenschaften und Sparkassen ihre verfügbaren Gelder noch mehr als bisher der Lösung der Wohnungsfrage dienstbar machen. Vor allem wird eine gute, von sozialen Erwägungen ausgehende staatliche und kommunale Bodenpolitik verlangt. Sowohl die Landesregierungen wie die Städte sollen durch kluge und, wo es nötig ist, strenge Maßregeln den die Wohnungen verzerrenden Boden- und Grundstückswucher einschränken. In dieser Beziehung hat die Stadt Basel ein gutes Beispiel gegeben. Sie erwarb vor einigen Jahren für einen billigen Preis 404 446 Quadratmeter Bauland, das sie wohlfeil wieder verkauft, um den Bodenwucher niederzuhalten. Einzelne deutsche Städte haben ähnlich gehandelt, während andre so kurzfristig waren, ihren freien Grundbesitz an Bodenspekulanten zu veräußern, und damit, wenn auch ohne Absicht, zur Entwicklung des Bodenwuchers beitrugen. Zweckentsprechende städtische Bauordnungen sollen einerseits die Herstellung kleiner Wohnungen erleichtern, andererseits aber für die gesundheitliche Einrichtung derselben sorgen. Auch sollen besonders in den größeren Städten überall Wohnungsinpektoren ernannt werden, die sich zu überzeugen haben, ob der Zustand der Wohnungen den gesetzlichen Vorschriften entspricht. In England giebt es derartige Inspektionsbehörden seit langen Jahren, in jüngster Zeit sind ähnliche Einrichtungen auch in Hessen und in einigen Bezirken des Rheinlandes geschaffen.

Von vielen Sozialpolitikern wird ein thatkräftiges Vorgehen des Reiches in der Wohnungsfrage verlangt. Schon vor einer Reihe von Jahren hat die in Frankfurt am Main tagende 14. Versammlung des „Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege“ auf Anregung des damaligen Oberbürgermeisters und späteren preussischen Finanzministers von Miquel diese Mitarbeit der Reichsregierung gefordert. Seitdem ist namentlich der in der genannten süddeutschen Stadt gegründete, aber über ganz Deutschland verbreitete „Verein Reichswohnungsgesetz“ nach dieser Richtung thätig gewesen. Er verlangt, daß die Reichsgesetzgebung mindestens die Grundlage einer Wohnungsreform großen Stils festlegen soll. Dem Einfluß dieser Männer aller Stände und politischen Anschauung umfassenden Vereinigung ist es zuzuschreiben, daß der Reichstag in den letzten Jahren sich wiederholt mit der Wohnungsfrage beschäftigte. Die Redner aller Parteien erklärten, eine Wohnungsreform sei dringend notwendig, und es wurde beschlossen, den Reichsfanzler zu ersuchen, nicht nur eine Erhebung über die bestehenden Wohnungszustände anzuordnen, sondern sich auch darüber zu äußern, ob und in welcher Weise reichsgesetzliche Maßregeln gegen die Wohnungsnot möglich

feien. Die Reichsregierung hat jedoch in der Sache eine Stellung eingenommen, die in sozialpolitischen Kreisen wenig befriedigt. Zwar wurde das Bestehen einer Wohnungsnot von ihr anerkannt, aber deren Beseitigung gänzlich als eine Aufgabe der Einzelstaaten bezeichnet. Man hofft, daß diese Stellung der Reichsregierung zu einer so ungemein wichtigen Frage der Volkswohlfahrt keine endgültige sein wird. Inzwischen beginnen die Regierungen in Preußen, Sachsen, Hessen, Bayern und andern deutschen Bundesstaaten, ebenso die Behörden zahlreicher Stadtgemeinden, der Wohnungsfrage größere Aufmerksamkeit zu schenken. Schon das ist ein Fortschritt. Mit der größeren Kenntnis der bestehenden Zustände werden auch die Kräfte zu ihrer Beseitigung wachsen. Kein unänderliches Naturgesetz will, daß ein beträchtlicher Teil der Kulturmenschen Gesundheit und Lebensglück der Wohnungsnot opfert. Hier handelt es sich um keine Parteifrage. Deshalb darf man hoffen, daß die Kenntnis der Not in allen Klassen warme Herzen und starke Geister zur Hilfsarbeit weckt. Dann wird selbst der Arme einst ein wirkliches Heim besitzen, und aus gesunden Wohnungen wird ein neues kräftigeres Geschlecht emporblühen.

Der Ministerwechsel in Preußen.

Die Verabschiedung der drei preussischen Staatsminister, von Miquel, von Hammerstein-Logten und Brafeld, und die Neubefetzung ihrer Posten hat in den letzten Wochen die Zeitungen lebhaft beschäftigt. Indem wir die politische Seite dieser Verschiebungen beiseite lassen, geben wir zu den acht Bildnissen der betreffenden Staatsmänner in folgendem einige biographische Daten.

Der bisherige Finanzminister von Miquel, geboren am 19. Februar 1828 zu Neuenhaus in Hannover, studierte in Heidelberg und Göttingen und ließ sich 1856 als Rechtsanwalt in Göttingen nieder. Als einer der Gründer des Nationalvereins eine politisch hervorragende Persönlichkeit, wurde er 1864 in das hannoversche Abgeordnetenhaus gewählt. Im nächsten Jahre berief ihn die Stadt Osnabrück als Oberbürgermeister, 1867 wurde er nach der Einverleibung Hannovers in den norddeutschen Bundestag gewählt. Von 1870 bis 1876 war er Direktor der Berliner Distrikts-Gesellschaft, kehrte dann wieder nach Osnabrück als Oberbürgermeister zurück, um 1880 in derselben Stellung nach Frankfurt a. M. berufen zu werden. Seit 1890 war er Finanzminister, seit Juli 1897 Vizepräsident des Staatsministeriums. Zum lebenslänglichen Mitglied des preussischen Herrenhauses ernannte ihn der Kaiser bei seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst.

Der bisherige Landwirtschaftsminister Freiherr Ernst von Hammerstein-Logten ist am 2. Oktober 1827 auf dem Stammgut seiner Familie Logten in Hannover geboren. Er stand im hannoverschen Staatsdienst bis 1866 und widmete sich dann der Verwaltung seiner Güter. Im Jahre 1885 trat er als Kreishauptmann von Verdenbrück in den preussischen Staatsdienst, wurde 1889 Landesdirektor von Hannover. Im November 1894 wurde er Landwirtschaftsminister.

Der ausgeschiedene Handelsminister Ludwig Brafeld ist ein geborener Westfale, geboren am 13. März 1837. Nach Abschluß seiner juristischen Studien war er einige Jahre im Gerichtsdienst, trat 1867 zur Eisenbahnverwaltung über, wurde 1881 als Ministerialdirektor ins Ministerium der öffentlichen Arbeiten versetzt und rückte hier zum Unterstaatssekretär und Vor-

sitzenden des Landeseisenbahnrates auf. Minister für Handel und Gewerbe war er seit 27. Juni 1896.

Der an Stelle Miquels zum Finanzminister berufene Freiherr Georg von Rheinbaben war zuletzt Minister des Innern gewesen. Geboren am 5. Oktober 1855, gedachte er sich nach Vollendung des juristischen

über. Er war zuerst Kreisdirektor in Kolmar, dann in Mülhausen, von wo er im Jahre 1883 als Bezirkspräsident nach Metz kam.

Der nunmehrige Landwirtschaftsminister, bisher Staatssekretär des Reichspostamts, Viktor von Podbielski, ist am 26. Februar 1844 in Frankfurt a. O. als Sohn

des nachmaligen Generalquartiermeisters im Kriege von 1870/71 geboren. Im Kadettenkorps erzogen, trat er 1862 als Leutnant in das 11. Manenregiment, war im Kriege von 1866 Adjutant der 6. Infanteriedivision, während des deutsch-französischen Krieges Generalstabsadjutant beim Generalkommando des 10. Armee-korps und wurde 1871 in den Großen Generalstab einrangiert. 1885 Kommandeur des 3. Husarenregiments, 1888 Oberst und 1890 Kommandeur der 34. Kavalleriebrigade. Im Jahre 1891 nahm er als Generalmajor seinen Abschied und widmete sich der Bewirtschaftung seines Gutes im Kreise Westprengn, bis er am 30. Juni

1897 Nachfolger Stephans in der Leitung der Reichspost wurde.

Darin folgt ihm Wirkl. Geh. Rat Reinhold Kraetke. Am 11. Oktober 1845 zu Berlin geboren, besuchte er die königliche Realschule und trat, nach bestandenen Abiturientenexamen, 1864 in den Postdienst ein. Im Jahre 1881 wurde er Postrat und Mitglied des Kollegiums des Reichspostamts; 1884 wurde er Geheimer Postrat und Vortragender Rat im Reichspostamt. 1887 ging er als Gouverneur nach Neuguinea, von wo er 1890 zurückkehrte. Seitdem gehört er wieder dem Reichspostamt an, und zwar seit 1897 als Direktor der Abteilung I für die technischen Postangelegenheiten. Zum Handelsminister wurde der nationalliberale Abgeordnete

Theodor Möller, Kommerzienrat in Kupferhammer bei Brackwede, ernannt. Am 10. August 1840 zu Kupferhammer geboren, besuchte er das Gymnasium und Realgymnasium in Bielefeld und die Handelsschule in Osnabrück und eröffnete ein Geschäft im Jahre 1863. Dem Reichstage gehörte er mit Unterbrechungen seit 1890, dem Abgeordnetenhaus seit 1893 an. Er war Mitglied des Zollrates für den Abschluß des Handelsvertrages mit Rußland, Vorsitzender der Abteilungen für Industrie und Handel und gehörte dem wirtschaftlichen Ausschuss, der Handelskammer und dem Bezirks-Eisenbahnrat an.



Kopf. von Gelpert, Berlin.
Dr. Johannes von Miquel.



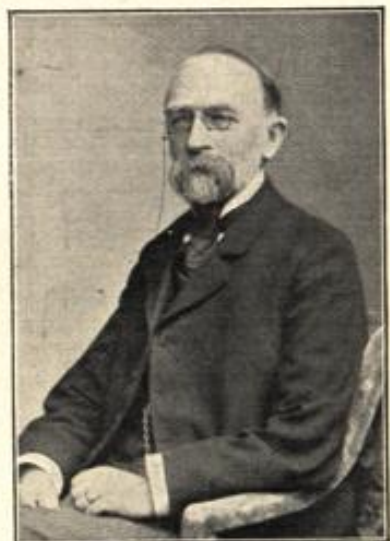
Kopf. von Gelpert, Berlin.
Ludwig Brafeld.



Kopf. von Gelpert, Berlin.
Freiherr von Hammerstein-Logten.



Kopf. von Gelpert, Berlin.
Freiherr Hans von Hammerstein,
Minister des Innern.



Kopf. von Gelpert, Berlin.
Theodor Möller, Handelsminister.



Kopf. von Gelpert, Berlin.
Freiherr Georg von Rheinbaben,
Finanzminister.



Kopf. von Gelpert, Berlin.
Viktor von Podbielski,
Landwirtschaftsminister.



Kopf. von Gelpert, Berlin.
Reinhold Kraetke,
Staatssekretär des Reichspostamts.

Landsgemeinden in der Schweiz.

(Bilder S. 569.)

Die Schweiz zählt heute noch sechs Kantone, beziehungsweise Halbkantone, in denen die Bürger berufen sind, in ihrer Gesamtheit und durch direkte Anteilnahme an der Regierung des Staates weisens mitzuwirken. Alljährlich am letzten Sonntag des April oder dem ersten Sonntag im Maimonat versammeln sich die Stimmberechtigten eines Kantons unter dem Vorsitz des Landammanns zur Beratung der Landesangelegenheiten und zur Wahl der wichtigsten Behörden. Diese unter freiem Himmel stattfindende Tagung wird die Landsgemeinde genannt, an der jeder über zwanzig Jahre alte Kantonsbürger, sowie seit einer bestimmten Frist im Kanton niedergelassene Bürger anderer Kantone teilzunehmen berechtigt sind. Das Volk bekundet ein außerordentliches Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten, denn die Teilnahme an diesen Tagungen ist gewöhnlich sehr stark. Zu den interessantesten Landsgemeinden gehören jene von Appenzell, Aargau, Ob- und Nidwalden. Die erstere findet abwechselnd je in Herisau oder Hundwil statt und zählt gewöhnlich 8-10 000 Teilnehmer. Zum Zeichen seiner Stimmberechtigung trägt dort jeder Bürger einen Säbel oder Degen an der Seite, und wer dies Zeichen der Wehrhaftigkeit, das zugleich der Beweis der Ehrenhaftigkeit ist, nicht besitzt, wird von der Landsgemeinde unverweigerlich ausgeschlossen. Glarus kennt

königlich hannoverschen, dann großherzoglich mecklenburg-strelitzschen Staatsministers Freiherrn Wilhelm von Hammerstein. Er gehört, wie der bisherige Landwirtschaftsminister, der Linie Logten an. Im Jahre 1866 trat er in den preussischen Justizdienst und ging im Jahre 1871 in den reichsländischen Verwaltungsdienst



Phot. Rob. Scholz, Görlitz.

Die neue Lutherkirche in Görlitz.

Erbaut von Architect Fritzsche, eingeweiht am 6. Mai 1901.

diese äußerliche Kennzeichnung der Bürger nicht, hat dafür aber einige andre Merkmale an seiner Landsgemeinde, die andre Kantone nicht besitzen. Die Regierungs- und sonstige Behörden sammeln sich am Morgen auf dem Rathaus, während auch die Bürger aus allen Teilen des Landes eintreffen und sich im Freien sammeln. Schlag zehn Uhr erfolgt der Zug nach dem Landsgemeindeplatz. An der Spitze marschieren die Kapelle, einen eigentümlichen, schleppenden Marsch spielend; hinter ihr schreitet eine Halbbatterie Militär, und diesem folgen die sieben Mitglieder der Regierung und der Landeshauptthalter, denen zwei in Purpur gekleidete Weibel die Amtsinsignien, das mächtige Landesgeschwert und das Staatsfahnen vorantragen. Der Regierung folgen die Landräte und sonstigen Behörden des Kantons, worauf wieder eine Halbbatterie Militär den eigentlichen Zug schließt, während sich die Landsgemeinde Teilnehmer in ungeordnetem Zuge nach dem Versammlungsplatz begeben. Sobald die Behörden den „Ring“ betreten haben, nehmen auch die Bürger ihre Plätze ein. Einzig die Glarner Landsgemeinde tagt noch in einem sogenannten „Ringe“, dessen Ursprung in die alemannische Zeit zurückgeführt wird. Inmitten des Ringes ist die Tribüne für die Regierung, von der aus der Landammann die Tagung leitet. Es ist ein Vorrecht der männlichen Jugend, sich um diesen Platz scharen zu dürfen, damit sie frühzeitig lernen und Interesse nehmen an öffentlichen Angelegenheiten. Nachdem der Landammann seine „lieben getreuen Landsleute“ begrüßt, liest er den Eid auf die Verfassung, und nach ihm thut die Landsgemeinde dasselbe. Ein weiteres Merkmal der Glarner Landsgemeinde ist die Diskussionsfreiheit über die vorgebrachte Angelegenheit, während an den meisten übrigen Landsgemeinden keine Debatte gestattet ist und sofort abgestimmt werden muß. Die Abstimmung erfolgt durch Aufheben der rechten Hand, das „Handmehr“, wobei die Stimmentenden nicht gezählt, sondern geschätzt werden. Ist das Resultat zweifelhaft, so wird weiter abgestimmt, bis sich eine sichere Mehrheit erkennen läßt. Sind alle Geschäfte der Landsgemeinde erledigt, so werden die „lieben Landsleute“ mit dem Wunsch glücklicher Zusammenkunft übers Jahr entlassen. In Appenzell erhält die Landsgemeinde durch einen gewaltigen Gesangschor des zum Landsgemeindebenedicten erhobenen Chores „Alles Leben strömt aus dir“ einen würdevollen Abschluß. Hier darf auch der Tag durch weltliche Lustbarkeiten nicht profaniert werden, dazu ist der auf die Landsgemeinde folgende Tag bestimmt, während in Glarus der Landsgemeinde Sonntag mit einem fröhlichen Volksfest endigt.

Im Bäckerhaus.

Roman
von

Rudolf Sürschberg-Dura.

(Fortsetzung.)

Als Gustav die Unverletzlichkeit des guten Tones erwähnte, hatte Meta unwillkürlich einen halben Blick nach der Verschließöffnung ihres linken Handschuhs geworfen und war ein wenig errötet. Jetzt aber blickte sie den neben ihr sitzenden Freier ohne weitere Koterie ruhig an und sagte: „Nach alledem ist natürlich nur eine einzige Antwort der jungen Dame möglich. — Da sie aber immer so nett und freundlich mit Ihnen war und viel auf den guten Ton hält, so wird sie Ihnen diese Antwort nicht kalt ins Gesicht schleudern, sondern sie Ihnen ebenso schonend und zart zu verstehen geben, wie Sie ihr Ihre Frage so feinfühlig vorgelegt haben. Eine derartige junge Dame, wie Sie sie mir schildern, würde zu einem derartigen Freier, wie Sie einer sind, etwa folgendes sprechen:

„Mein Herr, es ist natürlich als wohlgezogenes junges Mädchen meine Pflicht, mich durch Ihren Antrag geehrt zu fühlen, und ich thue das hiermit. Ich erkenne auch alle Ihre glänzenden Vorzüge fast ebenso sehr an, wie Sie sich derselben selbst bewußt sind, ja ich gestehe sogar, daß es eine Zeit gab, wo Sie damit beinahe Eindruck auf mich gemacht hätten, wenn ich nicht bezeiten gemerkt hätte, daß Ihre wirkliche Leidenschaft auf ganz andern Pfaden ging, und daß Sie in mir nur die Erbin eines gutgehenden Geschäfts sahen. Für diese tödliche Beleidigung habe ich den Augenblick der Genugthuung längst herbeigesehnt. Jetzt ist er da, und jetzt, wo Sie mich mit derselben alten Heuchlermaske um meine Hand bitten, jetzt sage ich Ihnen, für einen erbärmlichen Mitgiftjäger aus dem Streberpöbel bin ich mir zu gut. Wenn ich mir durchaus einen Mann kaufen soll, so habe ich es nicht nötig, zu dem Commis meines Vaters herabzusteigen. Ich kann bei meinen persönlichen Vorzügen, bei dem Reichtum meiner Eltern und unsern steigenden gesellschaftlichen Verbindungen meine Partie aus den ersten Häusern der Stadt machen. Und ich werde sie machen! Und indem ich zu der mir gebührenden glänzenden Höhe emporsteige, rufe ich Ihnen zum Abschied zu: Bleiben Sie unten und suchen Sie sich eine neue Ladenmamsell!“ — — — So, Herr Kronemann, so würde die junge Dame vielleicht sprechen. Darum ist es wohl besser, Sie fragen sie nicht.“

Meta hatte diese schöne Rede mit edlem Schwunge vorgetragen und war mit ihrer Leistung recht zu-

frieden. Sie hatte sich aus vielen Romanerinnerungen oft und gewissenhaft auf alle Möglichkeiten vorbereitet, in denen sich der langersehnte Augenblick der Rache für sie gestalten konnte. Jetzt sah sie nun mit glücklichem Stolz, wie stark ihre zornige Verachtung auf den überraschten Mann wirkte. Bleich und erschrocken sah der schöne Mensch neben ihr und schien an diese schmerzliche Enttäuschung seiner Siegesgewißheit noch gar nicht glauben zu können.

Nach wenigen Augenblicken jedoch kehrte auf seine Wangen die Farbe und auf seine eben noch bebenden Lippen der feste Ausdruck zurück, und plötzlich verwandelte sich der tändelnde Salonherr, der Gustav Kronemann im Verkehr mit Meta immer gewesen war, in einen ruhigen ernsten Mann.

Er stand auf, stellte sich, die Hände in den Taschen seiner Jacke, breitbeinig vor Meta hin und gab ihr im scheinbar kältesten und gleichgültigsten Tone seine Entgegnung:

„Sie haben sich eben so lebhaft in Ihrer Einbildungskraft an die Stelle der jungen Dame versetzt und deren Entrüstung über meinen ledigen Antrag so deutlich und anschaulich zum Ausdruck gebracht, daß Sie vielleicht auch einigen Anteil an dem nehmen, was ich in diesem Fall meiner verehrten Göttinger erwidern würde. Lassen Sie sich sagen, daß mich eine derartige pathetische Anschuldigung der Mitgiftjägeri zwar höchlichst überrascht, aber durchaus nicht abschrecken würde. Denn ich würde mich sehr wirksam zu verteidigen wissen:

„Mein gnädiges Fräulein,“ würde ich sagen, wenn Sie meinen, daß ich Sie nur Ihres Geldes wegen begehre, so haben Sie eine viel zu bescheidene Meinung von sich selbst, und eine viel zu thörichte Meinung von mir. Wenn Sie das ganz zu Anfang, als ich Ihnen als eben eingetretener Buchhalter den Hof machte, von mir geglaubt haben, so mag diese Vermutung entschuldbar gewesen sein. Denn damals stand ich allerdings als armer Teufel dem reichen Mädchen gegenüber. Das ist jetzt anders. Sie würden durchaus nicht zu dem unbedeutenden Commis Ihres Vaters so unendlich tief herabsteigen müssen, wie Sie zu denken scheinen. Daß ich die Seele aller dieser Unternehmungen bin und Ihre lieben Eltern nur noch als willenlose Puppen in meiner Hand tanzen lasse, das haben Sie vielleicht schon hin und wieder geahnt. Aber Sie wissen wohl nicht, daß ich der Vertreter und einflußreiche Vertrauensmann der Bank bin, die all das Geld in diese aussichtsreichen, aber kostspieligen Sachen steckt. Es kostet mich ein Wort, und Ihre lieben Eltern sitzen ohne einen Pfennig Geld neben ihren großartigen Plänen, von denen sie selbst kein bißchen Verständnis haben, ziehen sich in ihren alten ehrbaren Laden zu ihrem siamesischen Hofmundpflaumenkuchen zurück und quälen sich von früh bis abend ab, um die Schulden zu bezahlen, die sie für all diese Bauerei gemacht haben. Es kostet mich ein Wort, und Ihre lieben Eltern machen einen plötzlichen, ahnungslosen, aber auch zweifellosen Bankrott. Denn sie haben sich im Vertrauen auf meine unerschütterliche Loyalität so unvorsichtig mit der Bank eingelassen, daß es vollkommen in meiner Hand liegt, wie ich die Sache schieben will, ob zu meinen eignen oder Ihrer Eltern Gunsten, oder lediglich zum Vorteil der Bank. Warum habe ich denn darauf bestanden, daß das Ladengeschäft nicht aufgegeben wurde? Einfach deshalb, um die guten Alten ordentlich beschäftigt zu halten und ihnen keine Zeit zu lassen, sich um die Art und Weise zu kümmern, wie ich die Finanzierung ihrer neuen Unternehmungen mit der Bank betreiben habe. Aus demselben Grunde habe ich ihnen die Villa aufgeschwatzt. Die kostet ihnen Zeit und Geld, und inzwischen bekam ich den ganzen Krempel vollständig in meine Gewalt. Denn weder Ihr Vater noch Ihre Mutter haben mehr die geringste Ueberflucht über das, was sie in ihrem plötzlich erwachten Unternehmungsgeist alles planen. Es ist mir ein leichtes, die Bank davon zu überzeugen, daß es vorteilhaft ist, die Firma Vöckel nunmehr abzustufen. Dann sind Ihre verehrten Eltern um einige hunderttausend Mark ärmer, Sie sind keine reiche Erbin mehr, und Sie werden auch kein Kommerzienrätstochterlein. Die Dampfbäckerei aber hier wird einfach Aktiengesellschaft. Wir kommen sehr billig zu dieser Erwerbung, und ich werde Direktor davon. Ich lege Ihnen den Plan meines Spieles so offen hin, weil es mir unmöglich mehr verloren gehen kann. Ich beabsichtige jedoch nicht, Ihre guten Eltern, meine zukünftigen Schwiegereltern, so grausam an den Bettelstab zu bringen. Ich bin zu edelmütig dazu, und habe es außerdem nicht nötig, da ich mein Ziel auch auf glatte, schmerzlose Weise ebenso gut erreichen kann. In ein paar Tagen werde ich Ihren lieben Vater einfach ersuchen, mich aus meiner Niedrigkeit zu seinem Geschäftsteilhaber zu erheben, und der alte Herr wird trotz anfänglichen Staunens alsbald die Freundschaft haben, meinem Wunsche zu willfahren. Wenn ich das thue, so liefere ich Ihnen damit einen Beweis meiner Liebe zu Ihnen. Denn dann müssen Sie doch überzeugt sein,

daß mich nicht elende Mitgiftjägeri zu Ihnen treibt, sondern unwiderstehliche Leidenschaft, der gegenüber Sie ebenso machtlos sind, wie ich selbst. Weil Sie aber meine Bitte um Ihre Hand, meine bescheidene Bitte so spöttisch abgeschlagen haben, so werde ich sie nicht wiederholen, sondern ich werde Sie eines Tages, wenn es mir gut scheint, von Ihren Eltern verlangen als Kaufpreis dafür, daß ich ihnen ihren Reichtum und ihre gesellschaftliche Stellung auch fernerhin lasse. Um diesen Preis werden Sie leicht zu haben sein und auch selbst sich ganz gern hingeben, wenn Sie natürlich gar nicht gefragt werden. Wenn Sie übrigens sich besonders blamieren und Ihren teuren Eltern bereits vor der Zeit rechte Sorgen bereiten wollen, so erzählen Sie ihnen alle meine Enthüllungen schon heute abend. Ich habe nichts dagegen. Nur das eine sage ich Ihnen: Am Tage nach Ihrer Verlobung mit einem andern als mir sagt die geschätzte Firma Vöckel ihren Bankrott an, und am übernächsten Tage geht die Verlobung zurück. Denn nicht alle Mitgiftjäger sind so von Leidenschaft durchdrungen wie ich, dem es lediglich darum zu thun ist, dies süße, giftige, kleine Herengeschöpf da vor mir in meine Arme und in meinen Besitz zu bekommen. Versallen sind Sie mir rettungslos. Das Bewußtsein werden Sie jetzt haben. Aber da wir gerade so hübsch allein sind, können wir ja ganz unter uns ein klein wenig heimliche Verlobung feiern.“

Widerstandslos, mit weitgeöffneten Augen starrte sie ihn an, er nahm sie von ihrem Bretterstisch in seine Arme, preßte sie an sich und drückte und küßte sie, daß ihr in wonnigem Schmerz der Atem verging.

Endlich gab er sie frei. Mit einer eleganten Verbeugung bot er ihr den Arm und sagte: „Darf ich Sie hinausgeleiten, mein gnädiges Fräulein? Die Handwerker kommen eben zurück.“

Willenlos folgte sie ihm. Sie war wie gebannt von der spöttischen Kraft seiner brutalen Männlichkeit, und ihre Seele war ganz zerschmettert von der übermächtig hassenden Liebe zu diesem Manne, der sie so rücksichtslos besiegt hatte.

— Nach ein paar Tagen ließ Herr Kronemann Herrn Vöckel bitten, sich aus der Backstube freundlichst einmal ins Comptoir zu bemühen. Dasselbst überreichte er ihm ein Schreiben von der Bank und bat sich Herrn Vöckels mündlichen Entscheid darüber aus.

Vater Martin las den Brief, blickte erstaunt Herrn Kronemann an, las ihn abermals, setzte sich nieder und fragte schließlich mit zitternder Stimme: „Ja, was soll denn das heißen?“

„Nichts anderes, als was da steht,“ erwiderte Gustav mit lässlicher Höflichkeit. „Es ist doch wohl auch ganz unzweideutig ausgedrückt. Die Bank hat zu meiner kaufmännischen Umsicht mehr Vertrauen, als zu der Ihrigen, und verlangt, daß ich als vollkommen gleichberechtigter Teilhaber in Ihre Firma aufgenommen werde.“

„Eben darüber bin ich höchlichst verwundert, mein junger Freund.“

„Das ist der Bank, wie auch mir, außerordentlich gleichgültig. Wir bitten Sie nur, sich zu entscheiden, ob Sie unsern Wunsche entsprechen wollen oder nicht.“

„Ja, mein bester Herr Kronemann, ich will ja Ihre Loyalität keineswegs unterschätzen. Aber, ganz abgesehen davon, daß ich keinen Teilhaber brauche, sind Sie mir doch dafür noch etwas zu jung.“

„Ach was, Herr Vöckel, über diesen Punkt sollten Sie doch als Geschäftsmann etwas amerikanischer denken. Wenn ein junger Mann auf einem Posten ebensoviele oder mehr leistet als ein alter, so ist er auch nicht zu jung dazu. Sie wollen doch nicht etwa behaupten, daß der liebe Gott die kaufmännische Begabung und Tüchtigkeit in jährlich steigenden Portionen nach der Anciennetät verteilt?“

„Na ja, na ja, gewiß, mein lieber Herr Kronemann. Sie sind ja allerdings außerordentlich fleißig und verwendbar. Aber wieso ich Sie deshalb durchaus zum Teilhaber machen möchte, dafür weiß ich wahrhaftig keinen notwendigen Grund!“

„Vielleicht weiß ihn aber die Bank,“ sagte ihm Gustav recht kurz und unverschämte ins Gesicht.

„Hm, hm. Und wenn... wenn ich mich nun nicht entschließen könnte, Sie zum Teilhaber zu machen, würde denn dann die Bank vielleicht mit irgend einer näheren Begründung ihrer Forderung hervortreten?“

„Dann würde sie sich wohl weitere Umstände sparen und einfach zu Thaten übergehen!“

„Nämlich?“

„Sie würde sich mit ihren Kapitalien von Ihnen zurückziehen. Das würde Ihren schon stark angespannten Kredit hinlänglich erschüttern, um den ganzen Neubau unter den Hammer zu bringen. Die Bank als erster Gläubiger erbt die Sache billig, macht eine Aktiengesellschaft daraus, steckt bei den niedrigen Erwerbskosten einen fetten Gründergewinn in die Tasche, und ich werde Direktor der Dampfbrotbäckerei. Ich denke aber, es ist Ihnen angenehmer, die Direktion mit mir zu

teilen, und deshalb macht Ihnen die Bank den Vorschlag, mich lieber zum Teilhaber zu machen. Außerdem wäre es uns, offen gesagt, nicht angenehm, die Sache gleich von Anfang an als Aktiengesellschaft zu betreiben. Wir möchten das Unternehmen lieber zunächst unter Ihrem geschätzten Namen recht vorteilhaft in der Geschäftswelt einführen. Später ist dann immer noch Zeit zum Gründen. Augenblicklich besteht also die Bank in rücksichtsvollster Weise nur auf dem bescheidenen Verlangen, das Ihnen da schriftlich vorliegt. Ich bitte um Ihre freundliche Entscheidung."

Dem guten Vater Böckel standen die Thränen in den Augen. "Bin ich denn nicht mehr Herr in meinem Geschäft?" stammelte er.

"Nein, das sind Sie schon lange nicht mehr," erwiderte Gustav frech. "Bereits acht Tage, nachdem ich bei Ihnen eingetreten war, habe ich alles nach meinem Willen und Plan gelenkt. Wenn Sie das erst heute merken, thun Sie mir leid. Aber zu ändern ist das jetzt nicht mehr!"

Herr Böckel schwieg und schlug die Hände vors Gesicht. Dann rief er seine Frau aus dem Laden. Es gab noch eine aufregende Szene mit Thränen und heftigen Vorwürfen, die Gustav Kronemann mit unerhöhrlicher Freundschaft hinnahm; aber am andern Morgen ging Herr Böckel mit seinem Buchhalter aufs Amtsgericht, um ihn im Handelsregister als Teilhaber der Firma Martin Böckel eintragen zu lassen.

Ehrenhalber mußten Böckels zur Feier dieses freudigen Ereignisses sogar eine kleine Festlichkeit für das Geschäftspersonal veranstalten, und als Meta bei dieser Gelegenheit mit Gustav einen unbeobachteten Augenblick in einer Fensternische hatte, flüsterte sie ihm zu:

"Sie sind grausam und rücksichtslos, aber ich bewundere Sie!"

Gustav jedoch antwortete ihr fast über die Schulter hinweg: "Verschonen Sie mich, bitte, mit Ihren unerwünschten und geheuchelten Liebenswürdigkeiten. Ich habe jetzt keine Zeit für so etwas. Wenn die Stunde kommt, wo ich Ihren Besitz anzutreten wünsche, werde ich es Ihren Eltern mitteilen."

Und seine Schmeichelei Gustavs war von Metas Seele früher gieriger aufgenommen worden, als jetzt diese grobe und unerwartete Frechheit.

Sie war so glücklich darüber, wie über eine Liebeslösung.

9.

Bei Böckels hatte sich jetzt alles vollständig verändert. Die Stimmung und das ganze Leben im Hause, wie im Geschäft, war mit einem Schlage wie umgewandelt. Seit sie Herrn Kronemann zu ihrem Teilhaber gemacht hatten, war ihnen ihr stolzes Selbstbewußtsein, das sie sich bei aller geschäftlichen Mühsal und Unrast doch bisher noch immer bewahrt hatten, mit einem Male verloren gegangen.

Der tüchtige Buchhalter hatte jetzt die Maske unterwürfiger Höflichkeit abgeworfen, sich in seiner wahren gefährlichen Gestalt gezeigt und die Zügel der Herrschaft, die er heimlich schon immer geführt, ganz offen und rücksichtslos in die Hand genommen.

Es kam nur selten vor, daß er eine neu vorzunehmende Maßregel mit dem Herrn Hofmündbäcker vorher besprach, sondern er begnügte sich damit, ihm seine geschäftlichen Absichten einfach mit kurzen Worten mitzuteilen. Oft drückte er sich dann nicht einmal aus: "Wir" werden uns einen eignen Dynamo für das elektrische Licht anschaffen, oder "wir" werden uns einen besonderen Beamten zur Führung der Versicherungsgeschäfte einstellen müssen, sondern er gewöhnte sich immer mehr daran, zu sagen: "Ich" habe bei der Baupolizei um die Genehmigung eines zweiten Schornsteins nachgesucht, und "ich" habe mich für nächstes Jahr bereits nach einem tüchtigen Ingenieur umgesehen, die Oberaufsicht über die eigentliche Bäckerei kann "ich" wohl Ihnen selbst überlassen.

Mit der Mutter Böckel, deren Meinung er sonst in allen geschäftlichen Angelegenheiten immer so freundlich und gewissenhaft eingeholt und scheinbar auch berücksichtigt hatte, sprach er jetzt über das Geschäft überhaupt nicht mehr. Wenn sie aber einmal ein Gespräch darüber anknüpfen wollte, so schnitt er ihr mit kalter Höflichkeit oder beinahe Unhöflichkeit das Wort ab und sagte lächelnd:

"Liebe Frau Böckel, unnötige Rederei wollen wir doch vermeiden. Ich verstehe vom Ladenverkauf nichts, habe auch keine Lust, mich darum zu kümmern, und überlasse die sachverständige Führung desselben vertrauensvoll Ihnen. Die Backstube versorgt Ihr Gatte nach wie vor mit ausreichender Sorgfalt. Also menden Sie sich, bitte, nicht in die kaufmännische Leitung unsers Unternehmens, die ich ja von Anfang an mit gutem Erfolg selbständig in der Hand gehabt habe."

So wurden Böckels durch die rücksichtslose Selbstherrlichkeit Kronemanns immer schüchterner und ängstlicher. Ihre geschäftliche Nervosität wurde immer größer, und während sie ihrem Buchhalter in ihrer gutmütigen Arglosigkeit ein geradezu maßloses Ver-

trauen geschenkt hatten, wurden sie gegen ihren jetzigen Geschäftsteilhaber von immer größerem Mißtrauen erfüllt.

Trotz Gustavs Widerstreben beschäftigten sie sich jetzt weit mehr als früher mit der kaufmännischen Seite ihres Geschäftes, und wenn er ihnen auch alle mündlichen Unterredungen fast verweigerte, so vermochte er es doch bei aller Frechheit natürlich nicht zu verhindern, daß der einmal unruhig gewordene Herr Böckel sich aus den Büchern allmählich einen genauen Ueberblick über die Geschäftslage verschaffte.

Vater Martin war von Natur kein schlechter Geschäftsmann und bei seiner Vorsicht und redlichen Klugheit in der Regelung und Leitung alltäglicher Angelegenheiten ganz tüchtig. Sein Fehler bestand nur im Mangel selbständigen kühnen Unternehmungsgeistes und darin, daß er sich trotz anfänglichen Mißtrauens und trotz Tante Hedwigs Warnungen gerade diesem gefährlichen Menschen gegenüber zu einer zu großen Vertrauensfestigkeit hatte hinueilen lassen.

Im persönlichen Verkehr konnte er gegen seinen gewandten Teilhaber, der die kapitalkräftige Bank hinter sich hatte und über große mündliche Ueberlegenheit verfügte, nicht auskommen. Dazu war er im Bewußtsein seiner unsicheren Stellung zu ängstlich geworden. Aber er versuchte nun Mittel und Wege zu finden, um den Eindringling auf dieselbe Weise aus dem Sattel zu heben, wie dieser es auf seine heimliche Art zuvor ihm angethan hatte.

Die Backstube verlor jetzt ihren Reiz für ihn, seine Leute waren ja so vortrefflich geschult, daß der Betrieb auch ohne ihn in derselben mustergetreuen Weise ein paar Wochen fortgeführt werden konnte. Er sah Tag für Tag hinter den Geschäftsbüchern, den Bauplänen und vor allem hinter der Korrespondenz und den schriftlichen Vereinbarungen mit der Bank. Hier bedurfte er über manche unklare Punkte einiger Aufklärungen, die ihm Herr Kronemann nicht verweigern konnte.

Schließlich kam er denn so weit, sich ein klares Urteil bilden zu können, und er mußte sich eingestehen, daß sein neuer Geschäftsteilhaber ganz ausgezeichnet vorgearbeitet hatte. Das Unternehmen der Dampfbrotbäckerei versprach wirklich ein gediegenes Geschäft von außerordentlicher Ertragsfähigkeit zu werden. Seine ganzen verfügbaren Kapitalien staken allerdings bereits darin, auch sein altes Bäckereigrundstück war schon stark mit Hypotheken belastet, und der unheimliche Fehler lag eben darin, daß er einstweilen ganz in den Händen der Bank war, oder vielmehr in den Händen Herrn Kronemanns; denn die Beziehungen zu der Bank waren so eigentümlich gehoben, daß dem neuen Teilhaber der Firma viel mehr Verfügungsfreiheit eingeräumt war als ihrem alten alleinigen Inhaber.

Herrn Böckels ganzes Trachten ging deshalb darauf, ohne Gustavs Vermittlung in persönliche Beziehungen zu der Bank zu kommen, und so wieder Herr seines Geschäftes zu werden. Aber wie er auch mit seiner Frau, die ihren Ladenplatz jetzt ebenfalls mehr und mehr im Stich ließ, beratschlagte, es gelang ihnen nicht, die klug aufgeführten Schranken, die ihnen Kronemann gesetzt hatte, zu durchbrechen.

So wurden sie ihres alten lieben Geschäftes überdrüssig, verloren die Lust daran und hatten nur noch den einen Wunsch, ihr sauer erworbenes und in das großartige Unternehmen hineingestektes Vermögen glatt und reinlich wieder herauszuholen. Bei einigem Geschick schien das ganz gut ausführbar. Denn die Bank hatte ja sowieso die Absicht, die ganze Bäckerei später in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln. Jetzt war dazu freilich die Einwilligung Kronemanns nötig, und Herr Böckel sah zu spät ein, daß er durch dessen Erhebung zum Teilhaber sich keineswegs von einer dringenden Gefahr befreit, sondern sich im Gegenteil erst recht die Hände gebunden hatte.

Nachdem er die Lage seines Unternehmens klar erkannt hatte, machte er nachträglich die beschämende Entdeckung, daß er sich durch Kronemanns freche Drohungen ganz unnötig hatte überzumpeln lassen. Das Geschäft war keineswegs so bis zum Bankrott gefährdet gewesen, wie es ihm der schlaue Schwindler mit so verblüffender Ueberzeugung vorgeredet hatte. Die Bank hätte sich vielleicht durch Herrn Kronemann dazu bringen lassen, die Firma Böckel zu einem Verkauf zu drängen. Aber dieser Verkauf wäre mit seinen oder nur geringfügigen Verlusten für Böckels verknüpft gewesen, und sie würden jetzt als sorgenlose Rentner in ihre Villa in die Döbmitz einziehen können.

Statt dessen hatten sie sich von der kühnen Schlangenklugheit ihres überlegenen Buchhalters gewissermaßen hypnotisieren lassen und waren recht eigentlich in den Abgrund der Sorgen hineingesprungen, statt sich rechtzeitig von seinem Rande zurückzuziehen.

Die Möglichkeit, sich von der Herrschaft ihres lästigen Teilhabers zu befreien, lag ja noch vor. Aber sie war mit viel Mühe und Kopfzerbrechen verknüpft und kostete vielleicht auch pekuniäre Opfer.

Seit sie seinen wahren Charakter erkannt hatten, waren sie natürlich vom gesellschaftlichen Verkehr mit ihm möglichst zurückgekommen, wagten dem gefährlichen Menschen jedoch das Haus nicht ganz zu verbieten, und so kam es, daß er sich gleichwohl hin und wieder einfand, um Meta auf seine neue Manier den Hof zu machen, indem er sie schlecht behandelte.

Auch ihre Tochter machte den Eltern jetzt rechte Sorge. Denn es entging dem Auge der Mutter nicht, daß sie ihrem schönen Verehrer jetzt rettungslos als je verfallen war. Die Mutter hätte sie daher gern aus den Klauen des eleganten Raubvogels befreit, obwohl dieser jetzt kein gewöhnlicher Commis mehr war, sondern alle Aussicht auf eine glänzende kaufmännische Zukunft hatte.

Denn so streng sie vorher einer Liebesheirat ihres Kindes mit dem scheinbar achtungswerten, aber unbedeutenden Bewerber entgegengearbeitet hatte, ebenso eifersüchtig suchte sie ihr Kind jetzt vor dem zukünftigen Bäckereidirektor zu behüten, nicht weil sie eine unglückliche Ehe für ihr oberflächliches Mädel fürchtete, sondern weil sie selbst den frechen, anmaßenden Menschen haßte. Dabei hatte sie aber trotzdem die ehrliche Ueberzeugung, nur ihrer reinen Mutterpflicht zu genügen, wenn sie sich bestrebt, eine Verbindung der beiden zu hintertreiben. Uebrigens war dies Streben nutzlos.

Meta setzte allen Versuchen der elterlichen Beeinflussung eine schweigende Unzugänglichkeit entgegen und lehnte sich mit zitternder Seele nach ihrem Glück, wie sie es verstand.

Den einzigen Lichtpunkt in all diesen Sorgen bildete Hans, dessen Stellung und Geltung in der Familie sich ebenfalls ganz verändert hatte.

Seine ehrenvolle Anstellung in der Bäcknerischen Kunstschlerei mit zweihundert Mark monatlichem Gehalt hatte die Eltern mit all seinem künstlerischen Anflug, mit den teuren Akademiekosten, seinen unanständigen Studienbildern und seinem Mißerfolg im Schwarzenbergischen Salon vollständig ausgehöhlt. Von seiner heimlichen Verlobung mit Johanna hatte Hans auf deren Wunsch zunächst noch nichts gesagt, und so schrieben die Eltern seine erfreuliche Sinnesänderung und seine plötzliche Verwandlung in einen braven Geschäftsmann lediglich seiner Sohnesliebe zu, und es herrschte mehr Freude über diesen unerwartet wiedergefundenen verlorenen Sohn als über neunundneunzig Musterknaben.

In Johannas Gemüt war mit der plötzlichen Brautchaft ein ungeahntes Blühen und Leben erwacht, das sie mit einem seligen ruhigen Kraftbewußtsein durchströmte und ihr ganzes Wesen eigentümlich verwandelte.

Ihr herber Amazonentrog verschwand, errötend machte sie einige schüchterne Versuche, sich ein wenig zu puzen oder doch vorteilhafter und geschmackvoller als bisher zu kleiden und frisieren, und zeigte schon nach wenigen Tagen ganz artige Fortschritte in diesen Künsten.

Vor der Veröffentlichung ihres Verlobnisses aber hatte sie zunächst eine sonderbare Scheu. Ihrem Liebsten selbst gab sie jetzt ihre ganze Seele mit rückhaltloser Mädchenhaftigkeit hin. Aber sich vor den Leuten öffentlich als Braut zu zeigen, zögerte sie noch, obgleich sie doch zugleich von mächtigem Verlangen erglühte, der staunenden Welt ihre neue stolze Würde darzutun. Es war nur noch ein gewisses Gefühl der Unsicherheit, das sie davon zurückhielt. Sie wollte sich erst in den nie geahnten und bei aller Fremdheit doch so vertraut anheimelnden Brautstand mit ihrem ganzen Wesen hineingewöhnen und einleben, um dann Hansens Eltern als vollendete und ruhig selbstbewußte Braut entgegentreten zu können.

Auch lockte sie die heimliche Liebe mit einem eignen Reiz, und so bat sie Hans, mit der Einführung bei seinen Eltern noch vierzehn Tage zu warten.

"Wie schön," sagte sie, "wenn jetzt noch kein Mensch auf der ganzen Erde weiß, daß wir uns so sehr lieb haben, und wir beide wissen es ganz allein und ganz genau."

"Ja," stimmte Hans bei, "das wird dann eine Ueberraschung geben und eine Verwunderung bei allen Leuten, daß sie es nicht früher gemerkt haben. Aber wir haben es ja bisher auch nicht gemerkt und haben uns doch wohl schon lange lieb gehabt, und wußten es nur nicht. Jetzt freilich, nun wir uns endlich gefunden haben, werden die dummen Leute keinen Unterschied an unserm Verhalten merken. Denn wir waren ja schon immer gute Freunde, und häufiger, als wir bisher schon täglich miteinander verkehrt haben, können wir auch jetzt nicht beieinander sein. Es ist eigentlich sehr spaßhaft, daß uns die andern alle einfach für gute Kameraden halten, während wir doch ein ganz verliebtes Pärchen sind. Ich wenigstens hab' dich zum Freffen lieb."

"Pfui, schäme dich," sagte Johanna und klappte ihm auf die Wange. "Freffen sagt man wohl zu einem guten Kameraden oder zu einer Konservatorstin,

aber seiner Braut gegenüber gewöhnt man sich gefittetere Redensarten an!"

In der Vermutung der Unbemerksbarkeit ihrer Liebe hatten sich die beiden übrigens gründlich getäuscht. Für sich allein fiel jetzt schon jedes durch sein verzücktes und verträumtes Wesen auf. Standen sie aber gar beisammen, so schlug ihnen das Feuer so deutlich aus den Augen, daß einer hätte blind sein müssen, um die rote Flamme nicht zu sehen.

Frau Auguste Kronemann aber war nicht blind und lächelte über die beiden und ihren holden Wahn der Heimlichkeit. Doch blickte sie auch bekümmert auf ihren Sohn Heinrich. Denn auch dieser war nicht blind bei dem, was er da sah. Aber er lächelte nicht darüber, sondern ging oft beiseite und suchte allein zu sein.

Während der vierzehn Tage ihrer „heimlichen“ Verlobung schmiedeten die beiden Liebesleute eifrig Zukunftspläne, und zwar für eine möglichst nahe Zukunft.

Sie entwarfen Haushaltspläne, vergaßen alle Künstler-schaft und berechneten mit philisterhafter Genauigkeit alle Bedürfnisse einer kleinbürgerlichen Wirtschaft. Johanna war selbst erstaunt, was sie sich nicht alles für Kenntnisse in der Erziehung ihrer wackeren Pflege-eltern angeeignet hatte, und Hans verzichtete plötzlich leichten Herzens auf alle ehrgeizigen Träume von künstlerischen Erfolgen und künstlerischer Befriedigung. Nur an die Notdurft des Lebens dachten sie jetzt und an die Mittel, die nötigen Gelder dazu aufzubringen.

Hansens monatliche zweihundert Mark bedeuteten zwar eine sehr angenehme und regelmäßige Einnahme-quelle. Aber es schien doch wünschenswert, das daraus entspringende Geldbäclein noch durch einige Neben-quellen zu verstärken. Denn für zwei allein hätte diese Summe zwar zu einem bescheidenen Haushalt aus-gereicht, aber wenn sie auch gewisse Befürchtungen oder vielmehr Hoffnungen für die Zukunft nicht aussprachen, so mußten sie doch als verständige Menschenkinder die Möglichkeit einer allmählichen oder auch raschen Ver-größerung ihres kleinen Hausstandes stillschweigend in Betracht ziehen.

Hans suchte daher Verbindung mit humoristischen Zeitungen, um Karikaturen für sie zu zeichnen, er bot sich großen Geschäftsfirmen zur Entwerfung von Plakaten oder kleinen Reklamebildern an, und da seine künstlerischen Fähigkeiten tatsächlich nicht so unbedeutend waren, wie die Eltern nach seinem Mißerfolg bei Schwarzenberg hatten glauben wollen, so hatte er auch bald die Freude, einige lohnende Auf-träge zu erhalten.

Viel Sorge machte ihnen zunächst der Gedanke an die Beschaffung ihrer Ausstattung. Der Rest von Johannas Vermögen reichte dazu nicht aus. Seine Eltern hatten ihm erst vor ein paar Tagen erklärt, kein Geld mehr für ihn übrig zu haben. Er war daher plötzlich zu stolz geworden, überhaupt noch etwas von ihnen zu erbitten, zumal er wohl fühlte, daß mit dem eben erfolgten Eintritt Gustavs in die Firma die geschäftlichen Sorgen der Eltern noch zugenommen hatten. Hans, der bisher so leichtsinnig und unbe-kümmert, ja oft fast verschwenderisch aus dem Geld-beutel seiner Eltern in den Tag hinein gelebt hatte, war jetzt von einem unbefriedigten Ehrgeiz erfaßt, sein Lebensglück nur noch sich selbst und seiner Johanna verdanken zu wollen.

Er schlug daher seinem liebsten Mädchen vor, sich durch die fehlende Ausstattung von einer baldigen Heirat nicht abhalten zu lassen, sondern einstweilen, bis die nötigen Schätze erübrigt seien, mit einer möblierten Wohnung, wie bisher, vorlieb zu nehmen. Dem widerlegte sich jedoch Johanna heftig.

Sie wollte nicht als armes Bettelmädchen in eine Zigeunerwirtschaft hineinheiraten, sondern als wohl-ausgestattete Braut in ein geordnetes bürgerliches Heim einziehen. Sie war weit genug in ihrer künstlerischen Ausbildung vorgeschritten, um selbst Stunden geben zu können. Davon hoffte sie Ersparnisse zu machen. Auch war sie sehr wohl damit einverstanden, daß Hans



Feldzeugmeister Generalleutnant von Fetter.

seinerseits auf Ersparnisse für den gemeinsamen Haus-halt hinarbeitete.

„Denn,“ sagte sie, „ich habe keineswegs den thörichten Stolz, von dir durchaus nichts geschenkt nehmen zu wollen. Das kommt ja bei uns nicht darauf an, wer zuerst das Geld übrig hat, um Tisch und Teller einzukaufen. Aber ehe das Geld nicht vorhanden ist, lieber, eher laß ich dich nicht heiraten. Denn ich sehne mich danach, eine richtige Hausfrau zu werden und dich behaglich zu versorgen und zu versorgen. Ohne ein eignes wohl ausge-stattetes Heim ist mir das aber nicht möglich. Schilt mich darum nicht, Hans. Ich kann nicht anders!“

Und er küßte sein liebes großes Mädchen und zeichnete Möbel und Karikaturen, was ihm nur aus den Fingern wollte. Es war ihm angenehm, daß er, da er sich mit Meister Bürkner und seinen Absichten jetzt außerordentlich gut verstand, einen großen Teil seiner Arbeit zu Hause verrichten konnte, wobei ihm Johanna schweigende, aber unendlich wohlthunende Ge-fellschaft leistete. Denn deren erhoffte Musikstunden stellten sich nicht gleich so zahlreich ein, und in ihrer reichlichen freien Zeit ließ sie Bücher und Broschüren jetzt beiseite und besann sich auf ihr Geschick in allerlei

Handarbeiten, das sie als Kind schon fast wider ihren Willen hatte ausbilden müssen.

So strickte und knüpfte sie dann allerlei Decken und sonstigen weiblichen Schmuck für die ersehnte gemein-same Wohnung. (Fortsetzung folgt.)

Generalleutnant von Fetter.

Generalleutnant von Fetter, der neuernannte Feld-zeugmeister des preussischen Heeres, trat 1865 als Unter-leutnant in das 35. Infanterieregiment in Rendsburg ein, machte als Oberleutnant den Krieg von 1870/71 mit und erhielt für persönliche hervorragende Tapferkeit das Eisene Kreuz erster Klasse. Später wurde er zum Großen General-stab versetzt und dann zum Direktor der Kriegsschule in Reife und Hersfeld ernannt. 1891 wurde er zum Oberst-leutnant befördert und zum etatsmäßigen Stabsoffizier im 78. Infanterieregiment in Osnabrück ernannt. Das Jahr 1894 brachte die Beförderung zum Oberst und die Ernennung zum Kommandeur des Infanterieregiments Kaiser Friedrich, König von Preußen (7. Württembergisches) Nr. 125 in Stuttgart. 1897 wurde von Fetter die 37. Bri-gade in Oldenburg übertragen. Seine Beförderung zum Generalleutnant erfolgte gleich nach der Ernennung zum Feldzeugmeister.

Zarte Frage.

(Bild S. 581.)

Daß sie sich liebten, sie wußten es beid',
Und wußten's seit jenem Tage,
Wo sie mitsammen die Veilchen gepflückt
Und wo sie sich tief in die Augen geblickt,
Im Lenze, am grünen Hage.

Daß sie sich liebten, sie wußt' es und er,
Und wagt' es keins zu gestehen;
Doch fand sich wohl heimlich mal Hand zu Hand,
Leis schürzend den Knoten, still knüpfend das Band —
Nur Englein haben's gesehen.

Ob's laut darf werden, was tief ich da drin
Verstohlen so lang schon trage?
Das sagt er sich, da er im Stübchen traut
An sie, seine herzerkorene Braut,
Leis richtet die zarte Frage.

w.

Lebende Mannschaft der Rettungstation auf Sylt.

(Bild S. 580.)

Die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger hat in Sylt (Westerland) drei Raketen- oder Rettungs-stationen errichten lassen. Von den Leuchtschiffen werden sämtliche Fahrzeuge, welche in die Nähe Westerland's kommen, beobachtet. Die Nordsee ist wegen ihrer Sand-bänke und bewegten See sehr gefährlich, und kommen Unglücksfälle häufiger vor. Sobald sich ein Schiff in Not befindet, werden Boote von der Rettungstation ge-sandt, welche im Dienste der Menschenliebe mit eigner Lebensgefahr den Schiffbrüchigen Hilfe bringen.

Sinnsprüche.

Die meisten Männer haben eine doppelte Moral —
die eine für ihre Frauen, Schwestern, Töchter — die
andre für sich und den übrigen Teil der Frauenwelt.

Einen Menschen mit Kleinigkeiten zu Tode quälen, ist
doch auch gemordet. Frieda Mehl.

Die Rache des Malers. Originalzeichnungen mit Text von Carl Storch.



Herr Kunze hat ein eignes Haus.
Doch sieht es miserabel aus.
Weil Geiz'ge alle Kosten hassen,
Will er's auch nicht mal streichen lassen.



Bei Kunze wohnt ein Malersmann.
Der Miete nicht bezahlen kann.
Weil Geiz'ge haben gar kein Herz,
Macht er mit ihm nicht lange Scherz.



„He!“ sagt er zu dem armen Maler.
„Sie schulden mir jetzt zwanzig Thaler,
Wenn Sie die nicht berappen können,
Werf' ich Sie 'naus, Herr, ohne Flennen!“



Doch der erwidert: „Mit Vergunst,
Ich male zwar nur für die Kunst,
Doch will ich, als ein Freundschaftszeichen,
Für jene Schuld Ihr Haus anstreichen.“



„Was wollen Sie?“ ruft Kunze bissig,
„Der Vorschlag ist sehr überflüssig!
Mein Haus bleibt grad so, wie es ist,
Sie fallen doch bloß vom Gerüst!“



Da steht er nun, der arme Tropf,
Mit seinem großen Farbentopf.
Die Mieter hört man voller Staunen
Sich etwas in die Ohren raunen.



Schon geht herum der Sammelsteller,
Bezahlt wird Kunze auf den Heller.
Er denkt: „Das hätte ich nicht gedacht.“
Ei, wie er sich ins Häufchen lacht!



Der Maler aber, dankerfüllt,
Sprach: „Dafür mal' ich Euch ein Bild!
Auch streiche ich höchst wunderbar
Dies Haus an — ohne Honorar!“



Kaum ist es stille Mitternacht,
Da naht auch der Maler sacht.
Und ehe noch die Nacht gewichen,
Hat er's dem Geizhals angestrichen.



Am andern Morgen in der Frühe,
Als unser Pascha aufwacht, — siehe:
Wie blickte er hinaus verduzt,
Die Bel-Etage war schon gepuht!



Die Mieter sehn es auch und denken:
„Das konnte sich der Maler schenken.“
Da plötzlich fällt ein starker Regen,
Der Maler eilet seiner Wegen.



Bald ist vorbei der Regenschauer,
Den Anstrich wusch es von der Mauer,
Auf der nunmehr, o wunderbar —
Herrn Kunzes Bild zum Vorschein kam.

Einiges vom Bürgerlichen Gesetzbuch.

Von

Rechtsanwalt A. Käppel.

Gewährschaft.

Einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul“, sagt das Sprichwort. Und damit hat es gewiß seine Richtigkeit. Um so mehr heißt es aber auch umgekehrt, die Augen aufmachen, wenn man nicht in der glücklichen Lage ist, einen Gaul geschenkt zu erhalten, sondern solchen mit soundsoviel hundert Reichsmark bar zu berappen hat. Dann gilt es, so vorsichtig als nur möglich zu sein, wenn man einen bösen Reinfall vermeiden will. Ist doch nirgends der Täuschung so Thür und Thor geöffnet als gerade beim Pferdehandel.

Das weiß auch unser Freund, der Lohnkutscher Groß, der sich auf dem alljährlich an Georgi in A. stattfindenden Pferdemarkt einen vierjährigen Braunen für sein Geschäft kauft. Das Pferd sieht gut aus, kräftig und wohlgepflegt, die braunrote Haut glänzt, daß es eine wahre Freude ist, der Preis, 800 Mark, wäre auch nicht zu hoch; kurz: Groß glaubt, den Kauf riskieren zu können. Allein wie gesagt, er kennt seine Pappenheimer und weiß, was alles für Praktiken angewandt werden, um den Pferden beim Verkauf ein schönes Aussehen zu geben. Er will deshalb recht vorsichtig zu Werke gehen.

„Ist denn das Pferd auch wirklich gesund?“ fragt er den Verkäufer, den Händler.

„Kerngesund!“ erwidert dieser. „Es hat ihm noch nie das geringste gefehlt.“

„Und ist es auch gut im Zuge? Kann man es auch zu schweren Fuhrwerken verwenden? Ich brauche nämlich auch zu solchen manchmal meine Pferde.“

„Ich sage Ihnen, es zieht ausgezeichnet. Sehen Sie nur, was es für ein kräftiges Tier ist!“ Und dabei streichelt er liebevoll den Kopf des Pferdes, welches die Ohren spitzt und den vor ihm stehenden Käufer mit neugierigen Blicken mustert.

„Nun — wenn Sie mir dafür garantieren können, soll es mir recht sein.“

„Gewiß, ich garantiere Ihnen!“ ruft der Händler und hält Groß die Rechte hin, in welche dieser einschlägt.

„Aber noch eines!“ beginnt letzterer nochmals. „Ich weiß nicht, ob ich schon in der nächsten Zeit das Pferd zu schwerem Fuhrwerk brauchen werde. Ich muß mir deshalb eine Gewährsfrist von vier Wochen ausbedingen. Und zwar könnten wir diese Frist dann auch gleich bezüglich etwa vorhandener gesetzlicher Fehler geltend machen.“

Der Verkäufer will zwar zuerst gar nicht recht auf diese Bedingung eingehen. Als aber der andre erklärt, daß dann eben aus dem Kauf nichts werden könne, giebt er schließlich doch seine Zustimmung.

Damit ist also der Handel abgeschlossen.

Der Käufer zahlt den Kaufpreis in acht blauen Scheinen bar aus und führt das Roß wohlgenut von dannen.

Es soll sich bald zeigen, wie wohl angebracht die von Groß bei Abschluß des Kaufes bewiesene Vorsicht gewesen ist. Anfangs geht zwar alles gut. Das Pferd wird in den ersten Wochen nur zu Chaisenfuhren verwendet, es hat einen flotten Gang, und sein Herr ist mit der neuen Akquisition recht zufrieden.

Eines schönen Tages soll es nun zusammen mit einem zweiten Pferde von der etwa zwei Stunden entfernten Stampfermühle eine Ladung Mehl nach der Stadt fahren. Da gewahrt der Knecht, welcher das Fuhrwerk lenkt, zu seinem nicht geringen Schrecken, daß das neue Pferd, welches schon nicht recht hat anziehen wollen, bei der ersten Steigung der Straße schwer zu lenken anfängt und bald darauf zu ziehen aufhört. Der Knecht hält eine Weile das Fuhrwerk an; dann geht es unter Hü und Hott weiter; — bei jeder, auch der geringsten Steigung, dieselbe Erscheinung. Mit Mühe und Not langt man endlich in der Stadt an.

Als der Knecht das Pferd ausspannt, ist es mit Schweiß bedeckt und zittert am ganzen Leibe. Das Futter, das man ihm vorschüttet, rührt es nicht an.

Der Knecht ruft sofort seinen Herrn herbei, welcher natürlich sehr wenig erbaut ist von dieser Entdeckung.

Er vermutet, daß das Pferd dämpfig sei. Der Tierarzt, welcher es am nächsten Tag untersucht, kann jedoch diese Krankheit nicht konstatieren.

Zwei Tage darauf wird das Pferd wieder eingespant — diesmal ist es eine Fuhre Ziegel — wobei es vom Tierarzt beobachtet wird. Es zeigen sich die nämlichen Erscheinungen. Der Arzt untersucht es zu Hause nochmals, nachdem es sich ausgeruht hat: er kann wiederum Dämpfigkeit nicht finden. Wohl aber stellt er Groß ein Zeugnis aus, in welchem er die von ihm gemachten Beobachtungen konstatiert und das Pferd für untauglich zu schwerem Zug erklärt. Mit diesem

Zeugnis begiebt sich Groß zu seinem Rechtsanwalt, der ihm schon öfter ein Helfer in Nöten gewesen.

Dieser liest das Zeugnis aufmerksam durch. Dann beginnt er:

„Sie sagen, das Pferd sei dämpfig. In dem Zeugnis steht aber nichts davon. Da heißt es nur, daß das Pferd zu schwerem Zug untauglich sei. Das ist aber kein gesetzlicher Gewährsfehler, das heißt kein Fehler, für welchen der Verkäufer aufzukommen hat.“

„Ich weiß, Herr Doktor,“ erwidert Groß. „Es wurde aber eigens ausgemacht, daß das Pferd gut im Zug, und zwar auch im schweren Zug, sein müsse.“

„So? Hat denn aber auch der Verkäufer eine bestimmte Haftung übernommen; hat er Ihnen wirklich Garantie geleistet? Wenn er nämlich etwa nur das Pferd als gutes Zugpferd angepriesen hätte, so wäre das noch keine Zusicherung, auf Grund deren er zu haften hätte.“

„Nein — er hat mir ausdrücklich garantiert.“

„Nun, dann ist es schon gut. An und für sich haftet der Verkäufer freilich nur für die im Gesetz aufgeführten Fehler, also beim Pferd für Roß, Dummfoller, Dampf, Rehtoppfseifen, periodische Augenentzündung und Koppen. Es kann aber durch besondere Uebereinkunft die Haftung auch für solche Mängel ausbedungen werden, welche nicht zu diesen gesetzlichen Gewährsfehlern gehören, oder es kann auch die Garantie für eine bestimmte Eigenschaft des Tieres übernommen werden.“

Groß nickt verständnisinnig mit dem Kopf.

„Aber nun sagen Sie mir,“ fährt der Anwalt fort, „haben Sie vielleicht auch über die Gewährsfrist eine bestimmte Vereinbarung getroffen?“

„Jawohl; wir haben eine Gewährsfrist von vier Wochen ausgemacht, und zwar bezüglich jener Eigenschaft sowohl als auch bezüglich der gesetzlichen Fehler. Dies ist doch zulässig?“

„Gewiß! Die im Gesetz bestimmte Gewährsfrist beträgt ja bei Pferden, wie Sie wissen, durchgehends vierzehn Tage, Sie kann aber durch Vereinbarung der Parteien verlängert oder abgekürzt werden. Was die Gewährleistung wegen eines nicht zu den Hauptmängeln gehörenden Fehlers oder die Garantie für eine bestimmte Eigenschaft anlangt, so läuft hierfür an und für sich überhaupt keine Gewährsfrist, wenn nicht, wie hier, eine solche ausdrücklich vereinbart ist. Hat aber eine solche Vereinbarung stattgefunden, dann gelten auch dieselben Bestimmungen wie bei der gesetzlichen Gewährsfrist. Sagen Sie mir zunächst noch einmal: wann haben Sie das Pferd gekauft?“

„Am zwanzigsten April.“

„Und wann haben Sie jene Erscheinungen am Pferd beobachtet?“

„Am vergangenen Montag und gestern.“

„Nun, am Montag war der siebente Mai, gestern der zehnte, das ist also beides innerhalb der vereinbarten Gewährsfrist. Sie müssen nun zunächst dem Verkäufer den Mangel anzeigen, und zwar können Sie damit bis zum Ablauf der vier Wochen warten, wenn Sie wollen. Spätestens zwei Tage nach Ablauf der Gewährsfrist muß nämlich die Anzeige an den Verkäufer erfolgen; sonst verliert der Käufer die ihm wegen des Mangels zustehenden Rechte.“

„In welcher Weise hat diese Anzeige zu geschehen?“

„Sie können das mündlich thun oder schriftlich. In letzterem Falle würde ich Ihnen raten, den Brief einschreiben zu lassen, da Sie nämlich, wenn es zum Prozeß kommen sollte, eventuell nachweisen müssen, daß Sie die Anzeige abgesandt haben. Daß sie auch angekommen ist, brauchen Sie nicht zu beweisen.“

„Dann werde ich also gleich dem Verkäufer schreiben. Ich werde eine Abschrift des tierärztlichen Zeugnisses beilegen und ihn zur Zurücknahme des Pferdes sowie Rückzahlung des Kaufpreises auffordern.“

„Ganz richtig! Nur muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie, falls der Mann etwa auf Ihren Brief nicht reagieren sollte, nicht zu viel Zeit verstreichen lassen dürfen, bevor Sie weiter vorgehen. Der Anspruch des Käufers verjährt nämlich in sechs Wochen von Ablauf der Gewährsfrist an. Wenn Sie bezüglich jener Eigenschaft des Pferdes, für die Ihnen der Verkäufer garantiert hat, keine Gewährsfrist vereinbart hätten, so würde überhaupt nur diese sechswöchige Klagfrist laufen, und zwar dann von der Ablieferung des Tieres an.“

„O, so lange werde ich gar nicht warten. Wenn der Mann nicht in längstens acht Tagen meiner Aufforderung nachkommt, stelle ich Klage.“

Damit wendet sich der Fuhrwerksbesitzer zum Gehen. „Nebrigens,“ beginnt er nochmals, „kann es auch sein, daß ich das Pferd behalte und nur auf Minderung des Kaufpreises klage. Wenn das Pferd wirklich nicht an Dampf leidet, so kann ich es ja wenigstens zu leichtem Fuhrwerk gebrauchen. Um den betreffenden Betrag, den es mir auf diese Weise weniger wert ist, verlange ich dann Herabsetzung des Kaufpreises.“

„Ja, das können Sie eben nicht. Das Gesetz be-

stimmt ausdrücklich, daß der Käufer nur Wandelung, das heißt Rückgängigmachung des Kaufes, nicht aber Minderung des Preises verlangen kann.“

„Nun, um so besser; es ist mir natürlich selbst am liebsten, wenn ich das Pferd überhaupt wieder los bin.“

Groß sendet also die Anzeige an den Pferdehändler ab. Dieser will aber von einer Zurücknahme des Pferdes absolut nichts wissen. Er habe zwar, schreibt er zurück, jene Garantie übernommen, allein das Pferd sei auch wirklich, solange er es im Besitz gehabt, gut im Zug gewesen, was er beweisen könne; wenn sich dies später geändert habe, so habe er nicht dafür aufzukommen.

Groß begiebt sich mit dem Brief wieder zu seinem Anwalt.

„Muß ich denn nun beweisen,“ fragt er diesen etwas kleinlaut, „daß das Pferd schon vor dem Verkauf an mich zu schwerem Zug nicht brauchbar gewesen? Diesen Beweis zu erbringen, dürfte mir natürlich schwer werden.“

„Das brauchen Sie auch nicht,“ erwidert der Anwalt. „Hat sich der betreffende Mangel innerhalb der Gewährsfrist gezeigt, so wird ein für allemal angenommen, daß er schon zu der Zeit vorhanden war, zu welcher die Gefahr auf den Käufer übergegangen ist, das heißt also zur Zeit der Uebergabe des Tieres. Hierin besteht gerade die rechtliche Bedeutung der Gewährsfrist. Allerdings steht dagegen dem Verkäufer der Beweis offen, daß der Mangel erst nach der Uebergabe des Tieres entstanden ist, also etwa infolge Ueberanstrengung oder schlechter Pflege oder dergleichen.“

„Einen solchen Beweis habe ich nicht zu fürchten. Das Pferd ist tadellos gehalten worden. Auch von Ueberanstrengung kann keine Rede sein.“

„Nun, dann kann es Ihnen ja nicht fehlen und können Sie ruhig Klage stellen.“

Wie ist es nun aber, wenn mir, bevor der Prozeß erledigt ist, mit dem Pferd etwas passiert? Ich halte das nämlich für gar nicht ausgeschlossen. Krank ist das Pferd jedenfalls. Wenn es nun trepieren sollte, so kann ich es ja dem Händler nicht mehr zurückgeben.“

„Da brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Es ist allerdings richtig, daß der Käufer das Tier dem Verkäufer zurückgeben muß. Wenn er es aber nicht mehr zurückgeben kann, weil es durch Zufall, das heißt ohne sein Verschulden, zu Grunde gegangen ist, so hat der Verkäufer die Gefahr zu tragen, das heißt der Käufer braucht keinen Ersatz zu leisten, und der Verkäufer muß dennoch den Kaufpreis zurückzahlen. Nur der Wert dessen, was der Käufer von dem Tier allenfalls noch hat, also etwa der Haut oder des Fleisches, wird dabei abgezogen. Der Käufer muß nur dann den Wert des Tieres selbst ersetzen, wenn der Untergang oder wesentliche Verschlechterung desselben auf sein Verschulden zurückzuführen ist, oder wenn er es geschlachtet oder weiter veräußert hat.“

Groß ist dadurch wieder beruhigt. Er beauftragt den Rechtsanwalt, nunmehr Klage zu stellen.

Noch bevor es zur Gerichtsverhandlung kommt, tritt das von Groß Befürchtete ein. Das Pferd trepiert. Bei der Sektion, die Groß vornehmen läßt, stellt sich heraus, daß das Pferd doch an Dampf gelitten hat. Bei jener ersten Untersuchung mochte die Krankheit noch zu sehr im Anfangsstadium gewesen sein, so daß sie dem Tierarzt entgangen war. Nun kann freilich dieser Mangel im Prozeß nicht mehr geltend gemacht werden, nachdem Groß auf Grund jenes ersten tierärztlichen Gutachtens in seiner Anzeige diesen Mangel nicht erwähnt hat, was jetzt infolge Ablaufs der Gewährsfrist nicht mehr nachgeholt werden kann; nach wie vor aber bleibt zur Begründung der Klage jene vom Verkäufer übernommene Garantie.

Im Verhandlungstermin behauptet der Beklagte wiederum, daß das Pferd zur Zeit des Verkaufes nicht nur vollständig gesund, sondern auch gut im Zug gewesen sei. Des weiteren wendet er ein, daß, falls er wirklich verurteilt werden sollte, der Kläger ihm dann wenigstens die Aufzucht zu ersetzen habe, die er aus dem Pferde gezogen oder doch aus ihm hätte ziehen können. Der Kläger hätte das Pferd in den ersten Wochen zu leichtem Zug verwendet und hätte dies auch noch später thun können. Wenn er es überhaupt nicht mehr eingespannt habe, so sei dies seine Sache und könne seine Ersatzpflicht dadurch nicht berührt werden. Der Beklagte wird aber vom Amtsrichter sofort eines Besseren belehrt.

„Ich muß Ihnen bemerken,“ erklärt ihm der Richter, „daß Sie sich im Irrtum befinden. Der Käufer ist zur Aufzucht des Tieres nicht verpflichtet. Es steht dies ganz in seinem Belieben. Nur die Aufzucht, die er wirklich gezogen hat, muß er dem Verkäufer ersetzen, nicht aber solche, die er nicht gezogen hat. Was also der Kläger dadurch eingenommen hat, daß er das Pferd während der ersten Wochen benutzte, hat er Ihnen zu ersetzen, sonst nichts.“

Es hilft dem Händler alles nichts, er muß in den lauren Apfel beißen. Daß das Pferd mit dem in der Klage behaupteten Mangel behaftet gewesen, steht

angesichts des tierärztlichen Gutachtens und der Aussagen der Leute des Klägers fest; andererseits kann er den Beweis nicht erbringen, daß der Mangel erst nach dem Verkauf entstanden ist. Er mußte also zweifellos verurteilt werden. Um dies zu vermeiden, macht er gute Miene zum bösen Spiel, und entschließt er sich, auf den vom Richter vorgeschlagenen Vergleich einzugehen, nämlich den Kaufpreis zurückzahlen unter Abzug eines Betrages von 100 Mark.

Auf diese Weise wird der Prozeß beigelegt. Es ist kein gutes Geschäft, das der Verkäufer hierbei gemacht hat. Er tröstet sich jedoch damit, daß er sich vornimmt, bei nächster Gelegenheit die Scharte auszuweichen. Und soweit wir seine Geschäftstalenten kennen, zweifeln wir nicht, daß es ihm gelingen wird, dies löbliche Vorhaben bald auszuführen.

Armenhäuser.

Von

A. Supper.

Noch am Berghang stand es, das langgestreckte Armenhaus mit seinen gelbweißen Mauern, blinkenden Fensterreihen und ewig rauchenden Schornsteinen. Dort oben waren die Leute aus dem Weg, und im allgemeinen giebt es nichts Erstrebenswerteres für eine städtische Verwaltung sowohl als für jeden ehrfamen Bürgersmann, der sich seines Lebens unbelästigt freuen will, als daß die armen Leute aus dem Wege sind. Früher war das städtische Armenhaus unten im Thal, direkt am Fluß gestanden. Mit ihren stumpfen und blöden Augen hatten die Insassen jahraus jahrein auf die ziehenden, gurgelnden, grünen Fluten geblickt, aus denen am Abend der wallende Nebel aufsteigen pflegte, der weiße, böse Nebel, der die Rosine husten, die Dörte leuchten, den Jakob seufzen machte; der weiße, böse Nebel, der das düstere Haus durchzog, und die alten, mürben Knochen der Insassen schmerzen ließ zum Erbarmen. Dann war dereinst ein Mann erschienen, der besondere Augen im Kopf hatte. Augen, die mitten durch die Flußnebel hell-schimmernden Goldglanz sahen. Ein Mann, der in dem Rauschen des Wassers ein Säusen vernahm, wie von fliegenden Spulen und klappernden Webstühlen, und dieser Mann kaufte von der Stadt das nebelumwallte Haus zumtun den schlummernden Kräften in den ziehenden Wassern, und aus dem Armenhaus wurde ein Haus des mächtig ausblühenden Reichtums. Oben aber am Berghang, wo die Baupläze der Stadt gehörten, entstanden die gelbweißen Mauern, die blinkenden Fenster, die rauchenden Schornsteine, und an einem sonnenhellen Maitage siedelten die Armen-schwester mit ihren Pflegebefohlenen über in das Haus am Berge. Ein neuer Geist kam hier oben in die Armenhäuser.

Tag für Tag über die Vornehmsten, die Reichsten, die Mächtigsten nur so im Fluge hinwegzusehen, als seien sie krabbelnde Ameisen; Tag für Tag den ersten und den letzten Sonnenstrahl haben, wenn wohlhabende Bürgersleute noch vom Flußnebel umwallt oder schon vom Abend Schatten bedeckt sind, Tag für Tag die Luft der freien Höhe atmen, des Windes nie schlummerndes Flüstern oder auch sein machtvolleres Rauschen und Dröhnen vernahmen, während auf der Stadt unten ein verhöllter trüger Qualm liegt, oder wenn es hoch kommt, einmal ein schlecht angelegter Fensterladen klappert, — das kann man unmöglich, ohne dabei von Grund aus anders zu werden, als man im Thal war.

Einer war da, den nannten sie den langen Eduard. Bei den Schwestern war er schlecht angeschrieben. Er pflegte allwöchentlich einmal gegen die Milchsuppe zu revoltieren, — das kann man unmöglich, ohne dabei von Grund aus anders zu werden, als man im Thal war.

Das hatte er sein ganzes Leben hindurch so getrieben. Er hatte immer gegen alle Milchsuppen revoltiert und hatte sie zuletzt doch immer gegessen, und der Schluß war jetzt das Armenhaus. War's wohl sein Revoltieren oder war es sein schließliches Nachgeben, was ihn so weit gebracht?

Ginst, als die gelbweißen Haare, die jetzt, wie er so auf dem Bänkelein saß und den verwitterten Kopf an die Mauer lehnte, von diesen Mauern kaum abfielen, noch in dunklen Locken um seine breite Stirn fielen, da gingen in des Mannes Heimatthal schlichte Vieder von Mund zu Mund. Sie wurzelten treu und stark in der Heimat, und der Bursch, der die Sense schwang, die Mägen am Brunnen, sie sangen und summten und piffen, was Eduard Mayer aus der Heimatluft gezogen und in Worte und Töne gekleidet hatte.

Aber den Dichter und Sänger überkam es wie ein brennender Durst nach anderer Luft, als die Heimat sie kannte. Palmen und Lotos und glühender Samum begannen ihr Wesen zu treiben hinter der breiten Stirn, und die Vieder der Mägen, die jubelnden Weisen der Knechte am Berghang, sie schienen ihm

schal, sad, öde. Es ekelte ihm vor der Milchsuppe. Aber Eduard Mayer war arm. Die schimmernde Ferne, die ihn lockte, sie blieb ihm verschlossen. Was er sang und sagte von Wüstenstürmen und Gangesfluten, es war alles hinter der breiten Stirn kunstvoll gezüchtet, es war nicht aufgewachsen aus einem vollen Herzen heraus, wie die edlen Vieder wachsen. Und der ganze phantastische Singfang, er fand nirgends ein Echo, er mußte ungehört verhallen, und die einzige Spur, die er zurückließ, war eine tiefe Bitterkeit bei dem Dichter. Ich könnte Größeres, Besseres schaffen, wenn man mich verstehen wollte, verstehen könnte, dachte der langaufgeschossene Seminarist, der vor dem Volksschullehrerexamen stand und mit allen Sinnen nach anderm schrie, als ihm, dem armen Sohn der Witfrau, zugeteilt war.

Er weinte etliche Nächte, er machte seiner Mutter etliche Tage das Leben sauer, dann stellte er sich zum Examen, bestand und wurde Hilfslehrer. Auch das Dichten fing er wieder an. Aber die gesündeste Kost, wenn mit Gelb genossen, sie schlägt nicht an. Die tannenduftgedrängtesten Vieder Eduard Mayers, sie rissen nicht Knecht noch Magd mehr hin. Was der Sänger in edler Ungenügsamkeit, der göttlichen Unzufriedenheit des Strebenden für Milchsuppe erklärt hatte, das wurde jetzt schale, fade Milchsuppe, seit ein Verzichtender, ein Verbitterter die Weisen sang.

Dann kam das Wirken und Streben im Schuldienst. Pestalozzi und Fröbel waren zuerst die Leitsterne Eduard Mayers. Etliche Mißerfolge, etliche Widerwärtigkeiten jedoch ließen dem jungen Lehrer das wichtige Lehramt flach erscheinen, undankbar, wertlos.

Wieder ekelte ihm vor der Milchsuppe.

Aber wenn man arm ist, bleibt man doch lieber in Amt und Brot. Zwei mal zwei ist vier, vier mal zwei ist acht — — das kann mit dem besten Gewissen von der Welt auch der innerlich unsicherste Mann dozieren, und bei dem Spruch: „Gott hat die Welt gemacht und alles, was darinnen ist,“ bleibt doch die Hauptsache, daß die Schüler nicht steden bleiben.

Eduard Mayer aß die Milchsuppe so gut wie nur einer. Daß sie ihm nicht absonderlich bekam, war eine Sache für sich.

Mit vierzig Jahren erst heiratete der lange Mensch. Zart, klein, fein, wie ein eifisches Wesen war sein Weib. Anders hatte er sich's überhaupt nicht gedacht. Der Epheu und die Eiche, das schien ihm von frühesten Jugendtagen das sinnigste, das würdigste und wahrste Symbol des Verhältnisses zwischen Mann und Weib zu sein.

Stark, sturmerprobt und treu wollte er der Schwachen an seiner Seite Halt und Hilfe sein in jedem Kampf, in jedem Leid, zu jeder Stunde.

Aber das Epheugewirr umrankte lustraubend den Eichbaum.

Frau Sophie, die ohne Rücksicht auf die eignen innerlichen Qualifikationen den Namen ihrer Tauspatin trug, sie tauchte keinen einzigen schmutzigen Hemdkragen ihres Gemahls ins Waschfaß, ohne zuvor bei Eduard erkundet zu haben, ob Zeit und Stunde ihrem Vorhaben günstig sei. Kein Süppchen wurde gekocht, kein Loch im Strumpf gestopft, ohne daß der Herr des Hauses von solchem Unterfangen Kunde erhielt. Die ersten Jahre ging's so ruhig fort. Eduard war mit Rat und That zur Hand beim Mausefallenstellen und beim Mottenfangen, und wenn er zuweilen fühlte, daß die Flügel seiner Seele sich spannen wollten und überall anstießen, dann rief er lächelnd seinem Innern zu: „Im einzelnen und kleinsten ruhet das Heil der Welt.“ Bald aber verding der alte Spruch in seiner neuen sophistischen Anwendung nicht mehr. Dem gequälten Mann wurde sein häusliches Leben herzlich sad, und es gab Stunden, in denen des Eichbaums Äste sich verzweifelt wehrten gegen das Epheugeranke.

Der alternde Mann fing an, seines Weibes nie versiegende Hilfsbedürftigkeit als das zu empfinden, was dem hehren Namen Sophie direkt zuwider läuft. In seiner Schule waren ihm immer die Kinder fatal gewesen, die frühreif und altklug waren; in seinem Heim aber mußte er erfahren, daß jemand, der nie aufhört Kind zu sein, noch viel fataler werden kann.

Nach allen Regeln der Pädagogik fing er jetzt an, sein Weib zu erziehen. Aber seine schönsten Theorien gingen unter in der öden Praxis. Gegen Sophiens winzige Tagesorgen, gegen ihr Treiben, ihr Nergeln, ihr Wühlen im Flachsten und Plattesten, was eine flache und platte Ideenwelt bieten kann, waren ihres langen Gatten gewaltigste Anstrengungen machtlos. Ein Felsblock, wenn er ins Rollen kommt, zermalmt viel eher einen Baum als eine krabbelnde Ameise. Frau Sophie umrankte immer zäher, immer unentwegter ihren eheherrlichen Eichbaum, und schließlich gab dieser sich herein.

Es kamen Zeiten, da der Herr Lehrer sich den schwärzesten Sorgen überließ, weil die Bruthenne nicht auf den Eiern sitzen blieb, oder weil die Petersilie zu

lange nicht aufging, und dergestalt aß Eduard Mayer fast unbewußt seine Milchsuppe.

Und dann, in einem rauhen Winter, starb Frau Sophie.

Die Epheuranken fielen ab von den Eichenästen, und das Berstörungswerk, das die unschuldig Schulbigen so viele Jahre lang getrieben, es trat mit einem Schlage kraz zu Tag. Der Baum war erstickt, war verfault im tiefsten Innern. Nicht er hatte zuletzt die grünen Ranken getragen, sondern diese Ranken hatten ihn aufrecht erhalten zu einem Scheinleben, das jetzt jäh zusammenbrach.

Eduard Mayer, der Sänger und Dichter, einst der eifrige Jünger Pestalozzis, der Träumer und Phantast, er sank herab zum Säuer. Langsam aber sicher war der Mann herabgestiegen vom Großen zum Kleinen und vom Kleinen zum Gemeinen.

Er hatte niemand in der Welt, die Mutter war tot, sein Weib war tot, seine Phantasie, sein Ehrgeiz, seine Schaffensfreude, sein Streben — alles war tot. Da griff er zur Flasche. Seine Vorgefekten waren entrüstet, Eduard Mayer war selbst entrüstet, so oft er nüchtern über sich nachdachte; aber Enttäuschung über sich selbst ist ein häßliches Gefühl, und der gesunkene Mann fürchtete nichts mehr als das Nüchternsein mit seinem Nachdenken.

Dann mußte er vom Amt.

Bald kam auch ein Tag, da Eduard Mayer nicht so viel bare Münze besaß, um sich „Vethe“ zu kaufen, wie er den Schnaps, den er jetzt zu trinken pflegte, am liebsten nannte. Das haben wir ja alle gemeinsam, daß wir für häßliche Dinge schöne Namen wissen.

Und schließlich war es dem verkommenen Menschen nicht einmal mehr um einen schönen Namen für sein Laster zu thun. Er trank bis zum Säuerwahn.

Dann steckten sie ihn ins Armenhaus.

Die ehemaligen Straßengerinnen, die leisenden Spittelweiber, sie schimpften böß, daß man ihnen einen solchen Menschen zum Hausgenossen gab, denn auch im Armenhaus hält man auf sich und seinen Stand und seine Ehrbarkeit.

Die Armenschwester hielten den langen Eduard knapp, wie es einem Säuer zukommt. Stumpf, blöb und halbvertiert pflegte der Mann in die gurgelnden Wasser vor seinem Fenster zu starren, und an dem Tag im Mai, als man überhebte auf den Berg, da liefen dem Säuer die hellen Thränen über die Wangen, weil er fort mußte vom Fluß, der die zerütteten Nerven des Alten mit seinem eintönigen Gurgeln oft in sonderbare Ruhe, fast in Hypnose versetzt hatte.

Auf dem Berg bekam Eduard ein Fenster, das hinausging gegen Osten, gegen den offenen Thalgrund, den der Fluß durchzog, und den in weiter Ferne grüne Berge abschloffen. Die alten glasigen Augen des Trinters mußten erst wieder lernen, ins Weite zu sehen. Aber sie lernten es.

Ganz hinten in der Ferne, wo der lichte Himmel auf den grünen Bergspitzen lag, als wolle er Stützpunkte suchen, da hingen des Mannes Augen am liebsten. Dort stieg sie wieder auf, die hehre Jata Morgana der längst vergangenen Jugend- und Dichterzeit. Die glühende Rote des Morgens, wenn der Sonnenball dunstumwoben heraufstieg, sie malte wieder die Wüste mit flammenden Farben vor dem alten Mann, er sah deutlich die langen Karawanen durch den glühenden Sand ziehen, sah ferne Oasen mit majestätisch sich neigenden Palmentronen. Und wenn der Mond aufstieg hinter dem Bergkamm, wenn das silbrige Licht langsam den Thalgrund füllte, wenn der Fluß ausblitzte in lautlosem Traumleben, dann nickten wieder die Lotos, und die heiligen Wasser umspülten die glatten Leiber der badenden Hindumädchen. Der Alte drückte die bläulichen Trintersäuste gegen die Schläfen und lachte. Er lachte laut, glückselig, und redete tolles Zeug. Die Armenschwester wußten, das kommt vom Säuerwahn.

Wochenlang hatte der lange Eduard es so getrieben, dann hatten die seltsamen Wahnbilder ihn so weit aufgerüttelt aus seiner habvertierten Stumpfheit, daß er gegen die allabendliche Milchsuppe revoltieren konnte.

Jornig warf er sein irdenes Schüsselchen auf den Fußboden, daß Scherben und Inhalt umeinander flogen.

Die Rosine, die Dörte, der Joseph und alle die andern schrien laut auf und thaten entrüstet; aber im stillen lachten sie, sie gönnten den Schwestern jede Art von Widerwärtigkeit. Die Rosine, die in ihrem bürgerlichen Leben durch absolute Indifferenz gegen jede Art von Schmutz gegläntzt hatte, sie lief geschäftig mit dem Wischtuch, und Joseph, der einstige Hofbauer, der das Seinige mit raffiniertem Praßien verthan hatte, er schlug die Hände entsezt zusammen, der verschütteten, köstlichen Milch und des zerbrochenen Schüsselchens wegen.

Schwester Barbara aber rief den Herrn Armenpfleger, der zum guten Glück eben im Hause war, dann lief sie nach einer neuen Portion von der verachteten Abendmahlzeit.



Hebende Mannschaft der Rettungsstation auf Sylt.

Phot. Arthur Renard, Berl.



Zarte Frage. Nach dem Gemälde von Fritz Martin.

Copyright 1900 by Franz Hanfstaengl, München.

Der Armenpfleger war ein Mann von Erfahrung und Thatkraft. Er nahm der wieder erschienenen Schwester die Milchsuppe aus der Hand und stellte sie vor den langen Eduard hin. „Das ist du, und morgen fängt du an zur Strafe im Garten die Hede zu roden, dann kommt dir der Hunger von selbst.“

Der lange Eduard legte die Hand auf den Magen, und über sein verwittertes Gesicht lief ein unverkennbarer Zug von physischem Elend. Fast hilflos suchte er sein Blick über die versammelten Hausgenossen. Aber alle die alten Gesichter zeigten den gleichen Ausdruck hämischer, ja drohender Schadenfreude — Hilfe oder Unterstützung bei weiterer Auflehnung war da nicht zu finden. Der Trinker knickte zusammen. Seine zitternden Hände griffen nach der Milchschüssel, und mit geschlossenen Augen trank er das verhaßte Zeug hinunter.

So verlief heute, und so verlief jedesmal die Milchrevolution im Sande.

Hinter dem Hause, ein Stück am Berg empor und dann noch auf der Hochfläche hin, dehnte sich der Garten, den die Hede durchzog, deren Ausrodung den langen Eduard zu einem Milchsuppenesser nicht aus Zwang, sondern aus Ueberzeugung machen sollte.

Früh am Tag, noch ehe am Himmelstrand die Karawanen und Palmen aufgetaucht waren, stand Eduard mit der schweren Haue am Arbeitsplatz. Schon als es gegen den Mittag ging, zeigten die gebundenen Fäuste Schwielen, und der gebeugte Rücken schmerzte den Alten. Aber mit dem Herrn Armenpfleger war nicht zu spaßen. Als am Abend die Sonne sank, war ein nettes Stück Arbeit gethan. Gierig griff der Alte nach seiner Milchsuppe, die Schwestern lächelten, die andern lachten. Der lange Eduard aber wachte als erster und flinkster den Vöfel, und er setzte sich hinunter vor's Haus auf das Bänkchen, von dem aus man über die Stadt hinsah.

Und wieder war es der weite Blick, der mit wunderbarer Gewalt Schutt und Geröll im Innern des Mannes beiseite schaffte. In dem Kopfe, dessen strähniges, gelbweißes Haar der Abendwind gegen die gelblichen Mauern trieb, tauchten langvergeffene Gedanken auf, Gedanken, die erst wie kurzleuchtende Blitze durch Nacht und Dunkel huschten, dann aber stetiger wurden, bis in dem verworrenen Gehirn allmählich ein neuer, später Tag anbrach. Wer im Leben so viele Kämpfe mit Feuerzifer begonnen, schwächlich geführt und nutzlos und ruhmlos ausgegeben hat, wie der lange Eduard, der muß mit Naturnotwendigkeit sich zum Schluß zum Philosophen auswachsen, und wenn es nur zu einem Philosophen vor der Thüre des Armenhauses wäre. Wer die Kunst zu leben nie verstand, der lernt sicher die Kunst, auf das Leben zu schelten, und Leute, die auf das Leben schelten, haben jederzeit für Philosophen gegolten.

Die Schatten fentten sich über die Stadt und das Thal, der Abendwind strich stärker über die Höhe. Ein Stern blickte auf und schien wieder zu verschwinden, dann noch einer und wieder einer. Der alte Trinker stützte die Ellbogen auf die Kniee, den Kopf in die müden Hände, und so starrte er hinüber, wo unzählige ferne Welten mit räthselvollem Glanz aufstauten.

Die Schwester Barbara trat aus dem Hause. Auch sie setzte sich gern zur Dämmerstunde auf die kleine Bank und sah nach den Lichtern der Stadt und nach den Lichtern am Himmel. Daß heute der lange Eduard schon dasaß, war ihr einigermaßen zuwider; aber sie mochte den Menschen nicht verschrecken und ließ sich neben ihm nieder.

Der alte Mann schaute nicht auf sie, in seinem Hirn wogte und wühlte es. „Ja, ja,“ begann er plötzlich, „wenn der Herrgott die Menschen erschaffen hätte mit allzeit arbeitsmüden Gliedern, und wenn er es immer Abend sein ließe, stillen Abend mit Sternen am Himmel, dann wäre die Welt nicht so verdreht.“

Schwester Barbara antwortete nicht. Sie dachte an andres als an das blöde Geschwätz eines Menschen, der den Säuferwahn hat. Der lange Eduard wollte keine Antwort. Er war es längst gewöhnt, mit sich selber zu reden. Laut fuhr er fort: „Die haben sich vor dem Abend gefürchtet dazumal. Die haben gesagt: „Herr bleibe bei uns, denn es will Abend werden.“ Wieder schwieg er und starrte ins Weite. Dann schlug er sich plötzlich derb aufs Knie. Schwester Barbara fuhr ordentlich zusammen, wie er jetzt zornig herdorft: „Gefel find's gewesen die zwei. Der Abend ist gut, der Abend ist recht, den Abend braucht man nicht zu fürchten; aber der Tag ist des Teufels Zeit, der Tag mit Hitze, Durst und Schweiß, und Tag sollte es niemals werden auf der Welt.“

Die Schwester stand unmutig auf. „Guch wäre freilich am liebsten, wenn Ihr immer Feiertabend hättet,“ sagte sie verweisend und ging ins Haus.

Der lange Eduard fuhr sich über die Stirn. Es war ihm dunkel zu Mute, als ob er mißverstanden worden sei und sich verteidigen müsse; aber er blieb stumm.

Nach einiger Zeit lachte er laut. Er streckte die langen Beine weit von sich, dehnte auch die zusammengefunene Brust und die Arme wie im Wohlbehagen und murmelte: „Der Armenpfleger ist auch ein Gefel. Jawohl, er ist auch ein Gefel. Und warum?“ Wieder lachte er laut und ahmte des Verhöhten Stimme nach. „Du rodest zur Strafe die Hede im Garten. Ha ha ha, zur Strafe! Das ist, als ob man einem Kranken sagte: Du nimmst zur Strafe Arznei.“

Der Alte rieb sich die Hände wie in innerlicher Freude, dann begann er wieder: „Heden roden hätte ich schon dazumal sollen, als die Sophie starb. Jawohl, schon dazumal, schon viel früher. Vom tüchtigen Roden werden die Beine müd, fein müd, fein.“ Er streichelte befriedigt seine langen Beine, blickte wieder über die Stadt hin und murmelte: „Wenn einer ordentlich rodet, dann ist auch,“ — er stockte — „pfui Teufel, dann ist auch die Milchsuppe gut.“ Er schwieg und spuckte in weitem Bogen aus, das letzte Zugeständnis kam ihm offenbar nicht aus ganz freudigem Herzen. Er legte den Kopf wieder zurück an die Hausmauer und sagte mit sonderbar schwerem Ernst: „Wenn man doch von Anfang an müssen thäte auf der Welt. Aber müssen thut man immer erst zuletzt, ganz zuletzt. Mir hat dazumal niemand gesagt, ich soll Heden roden, und das wäre doch das einzig Richtige gewesen. Der Herrgott sollte sein wie ein Armenpfleger: Du mußt die Hede roden — basta —“

„Aber der Herrgott ist zu vornehm für das Menschenpad.“ Er läßt sie laufen die Armenhäuser, — sie sind alle Armenhäuser, ha ha ha.“

In der Stadt unten flammten nach und nach die Lichter auf. Winzige Fünkchen, wie der Schein eines Glühwurms, ohne Lichtkreis, ohne Strahlenkranz, kleine goldene Perlen auf grauschwarzem Grund. Der Alte begann die Fünkchen zu zählen. Es waren nach und nach viele Hunderte, er kam nicht mehr nach, die Menge wuchs ihm über den Kopf. Aber die unzähligen Lichtquellen dort unten, sie waren nicht im Stande, nur den nächsten Umkreis zu erhellen. Nicht die Umrisse der Häuser, nicht des Flusses scharf umgrenzte Ufer, nicht die einzelnen Straßen und Plätze konnte der lange Eduard erkennen. Da lachte er auf, grell, bitter hohnvoll.

„Da sieht man, was sie sind, — da kann man es am besten sehen. Der Herrgott steckt eine einzige Lampe auf, dann ist die Welt hell bis in die tiefste Schlucht —, die Armenhäuser aber zünden tausend Lampen an und alles bleibt schwarz wie in einem Sad! Armenhäuser, — Armenhäuser!“

Es lag ein Meer von Weltverachtung, von Menschenverachtung in des Alten Worten.

Die schmutzige Rosine schlich mit einem Milchtöpf am Bänkchen vorüber und sagte laut: „Den hat's wieder.“

Die Abendglocke tönte jetzt feierlich herauf aus der Stadt. Langsame, dumpfe Schläge, als sei auch die Glocke müde von schwerem Tagewerk und froh des Feiertags.

Der Alte lauschte tief versunken. Er legte die zitternden Finger ineinander, so war es Brauch seit langer, langer Zeit. Seine Mutter fiel ihm ein, die stille Frau im schwarzseidenen Kopfstück, die im Winter gesponnen, im Sommer gestrickt hatte, immer gesponnen oder gestrickt, sonst ruhte er nichts von seiner Mutter. Doch ja, gebetet hatte sie auch, jeden Abend beim Läuten: Liebster Mensch, was mag's bedeuten, dieses späte Glockenläuten? So hatte sie gebetet, und nebenan hatte die Glocke auf dem niederen Turm gerufen: komm, komm, komm! So verstand er dazumal den ehernen Ruf, und die Mutter sagte ihm, so sei es recht.

Und dann fiel ihm auch die Sophie ein, die kleine Sophie mit ihrer kleinen Welt. Die Petersilie und die Bruthenne, die zerrissenen Strümpfe, die schmutzigen Hemdfetzen, alles, alles fiel ihm ein. Und auch die kleine Sophie hatte gebetet beim Läuten: Laß uns in guter, stiller Ruh dies zeitlich Leben bringen zu! Jetzt war sie tot. Jetzt war sie sicherlich in guter, stiller Ruh, und er, — er mußte Heden roden. Der Alte schluchzte auf wie im Krampf. Vergessen war, was er eben noch zum Preise der aufgezungenen Arbeit sich selbst gepredigt; ein jämmerliches Gefühl für das Elend seines langen Lebens überfiel ihn; er weinte laut, und die Glocke rief langsam, feierlich ihr ehernes Komm, komm, komm! Dann holten die Schwestern ihn ins Haus.

Am andern Tag rührte er die Haue absolut nicht an. Die Schwestern drohten, die schmutzige Rosine schimpfte, der Joseph pufte den Faulpelz mit der knochigen Faust. Es half alles nichts. Mit stieren Augen murmelte der lange Eduard immer wieder: „Laß uns in guter, stiller Ruh dies zeitlich Leben bringen zu.“ Sie verstanden nicht, was er sagte; aber im ganzen Haus hieß es: „Es hat ihn wieder.“

Da holte man endlich den Herrn Armenpfleger. Der resolute Mann trat mit strengem Gesicht auf den renitenten Burschen zu, da schrie der lange Eduard wütend auf: „Du bist nicht der Herrgott, du hast

mir nichts zu befehlen! ich will keine Milchsuppe, pfui Teufel!“

Der Schaum trat dem Alten auf die Lippen, er war außer sich. Man legte ihm die Zwangsjacke an und schaffte ihn fort.

Die Rosine und der Joseph machten hinter des Armenpflegers Rücken höhnische Grimassen, es freute sie in der Seele, daß es einmal einer dem hochmütigen „Alten“ gesagt hatte. Der lange Eduard blieb ein kompletter Narr. Er kam in „die Anstalt“. Milchsuppe aß er nie mehr, nicht auf Bitten und nicht auf Drohen. So war er im langen Kampf seines Lebens doch endlich Sieger geblieben.

Und das alles kam daher, weil das Armenhaus auf der Höhe stand, auf der freien Höhe, wo die Winde und die Gedanken schweifen wie nimmermehr im Thal.

Ada Christen †.

(Portrait S. 568.)

Eine Dichterin von starkem Talent und ausgeprägter Persönlichkeit ist mit Ada Christen dahingegangen, die im Alter von 57 Jahren in ihrer Vaterstadt Wien starb. Christine Friederik — so lautete ihr Mädchennamen — war die Tochter eines mit sechzehn Kindern segneten Kaufmanns, nach dessen Tode sie die Not in der bittersten Form kennen lernte. Kaum fünfzehn Jahre alt, widmete sie sich der Bühnenlaufbahn und trat namentlich in deutschen Theatern in Ungarn auf. Eine glänzende Wendung ihres Geschicks schien ihre Verheiratung mit dem Stuhlrichter Sigmund von Neupauer zu St. Gotthard in Ungarn zu bringen, aber nach kurzer Ehe verfiel ihr Gatte der Geistesumnachtung und starb bald darauf. Nun wendete sie sich, gefördert von Ferdinand von Saar, der Litteratur zu und errang gleich mit ihrem ersten Buche, den „Liedern einer Verlorenen“ (1868), eine gewisse Berühmtheit. Die Kühnheit dieser Dichtungen und ihr stimmungsreicher Gehalt erregten allgemeines Aufsehen. Bald folgten die Gedichtsammlungen „Aus der Asche“, „Schatten“, „Aus der Tiefe“, worin sich die Autorin auch als Meisterin der Naturschilderung erwies. Von ihren Werken sind ferner zu nennen das Drama „Faustina“, der Roman „Ella“, die Novelle „Vom Wege“, die Skizzen „Aus dem Leben“, „Unsre Nachbarn“ und „Als sie starb“, dann die Sittenbilder „Jungfer Mutter“, eine Wiener Vorstadtschichte, und das Volksdrama „Wiener Zeit“.

Seit 1873 war sie mit dem Rittmeister Breden verheiratet.

Wir geben nachstehend zwei Proben ihrer Lyrik:

Somnambule.

Nur einmal ist das fremde Kind
Im Leben Dir begegnet
Und hat den einen Augenblick
Biel tausendmal gesegnet.

Biel tausendmal an Dich gedacht
Hat es in schwarzen Stunden,
Nach Dir gebangt — nach Dir gesucht
Und Dich zu spät gefunden.

Oft weckte Dich aus tiefstem Traum
Ein leises, bittres Weinen —
Es war die Seele, die Dich rief,
Die Seele der armen Kleinen...

Margna.

Seit Du gestorben, bin ich recht allein.
Ich träume oft, es müsse anders sein.
Dann sag' ich mir: Sie ist nur fortgegangen
Und kehrt wieder, denn sie ahnt mein Leid.
Dann kommst Du lachend wie in alter Zeit
Und streichst hastig — redend meine Wangen.

Und ich erwache... will Dich wiedersehn,
Will Dich in einem Winkel noch erspahn.
Ich suche wie die Mutter nach dem Kinde!
Doch plötzlich fällt mich der Gedanke an:
Daß ich die Welt zu Ende laufen kann
Und nirgend... nirgend... nirgend... Dich mehr finde!

*) Verlag von Hoffmann & Campe, Hamburg.

Neue Bücher und Schriften.

Chlavatcl, W., „Wiener vom Grund.“ Bilder aus dem Kleinleben der Großstadt. Stuttgart, Adolf Bong & Co. 3. Aufl. A. 2.40. — Lebenswahrte Gestealtbilder aus den Vorstädten der „Reichstadt“, aus den „Gründen“. Der sympathische Schilderer legt in seinem Vorwort: „In den stillen Quartieren und in den alten weitläufigen Häusern mit geräumigen Höfen, in denen ein selbständiges Leben und Treiben herrscht, hat sich der Wiener vom Grund“ noch eingeknistet und flammert sich an seinen Boden wie die Kuckert an den Heiliggrund.“ Und was von dieser unwahrscheinlichen, echt und tren vollständigsten bei dem Autor erschien, er grub's mit allen Würlein aus und frag es hinein in die anpruchlosen und doch so durch und durch anspendenden, ernsten und humorvollen Skizzen „Die Wiener vom Grund“.

Wetbrecht, Karl, „Geschichte der deutschen Litteratur im 19. Jahrhundert.“ (Sammlung Götzchen Nr. 134/135.) Leipzig 1901. J. G. Göttschneiders Verlagsbuchhandlung. Preis geb. A. 1.60. — Das kleine Werk schenkt die literarische Entwicklungsgeschichte des Jahrhunderts in großen Zügen und im Zusammenhang mit der Gesamtentwicklung der Nation und legt in diesen Rahmen möglichst anschauliche Bilder der bedeutendsten literarischen Einzelercheinungen ein. Trotz der knappen und gedrängten Darstellungsweise ist das Buch als ein recht brauchbares Leitfaden der deutschen Litteratur des 19. Jahrhunderts zu bezeichnen.

Von der die berühmten Schweizerischen Landschaften enthaltenden Album-Serie des „Illustrated Luzern“ (Verlag v. Bachmann, Luzern) sind zwei neue Hefte: „Ober-Engadin, von Maloja-Raum über St. Moritz, Pontresina bis Bernina-Pass“, „Engadinersee, mit je 32 Bildern, erschienen, die auf der gleichen Stufe der technisch guten Ausführung stehen wie die früher besprochenen Nummern. Preis des Heftes 2 Fr.

Humoristische Blätter.

Große Männer.

Die Minister traten
Eben in die Klemmer ein.
Sollen, so wird uns verraten,
Groß und hochgewachsen sein.

Wieviel Fuß ein jeder messe,
Scheint mir nicht bedeutungsvoll,
Nicht erfüllt nur ein Interesse:
Wieviel Zoll? („Der III.“)

Im Wirtshaus. Gast: „Herr Wirt, kaum bin ich eingetreten, da hat mir Ihr Kellner schon einen Teller heiße Suppe über die Dose gegossen.“ — Wirt (zum Kellner): „Fritz, Sie dürfen die Gäste nicht gar zu warm begrüßen!“

Auch ein Trost. „Nein, den Amtsrichter heirate ich nicht, der hat ja brennend rote Haare!“ — „Was macht das? Hast du nicht bemerkt, daß sie ihm bereits ausgehen?“

Erklärt. Sie: „Weshalb schreiben die Maler immer ihren Namen unter die Bilder?“ — Er: „Damit man weiß, wo bei dem Bild oben und unten ist.“

Verknäpft. Fräulein: „Wie, diesen Walzer wollen Sie erst heute komponiert haben? Den habe ich schon früher gehört!“ — Komponist: „Aber nicht von mir!“

Allerlei Kurzweil.

Streichrätzel.

Von nachstehenden Wörtern sind je ein, zwei oder drei Buchstaben zu streichen; die überbleibenden Lettern ergeben, richtig belassen und nacheinander gelesen, einen Sinnspruch:

Wien — Torgau — Tau — Junder — Weiße — Lotbar — Nadel — Flotist — Messing — Olga — Rubens — Eibgenosse.

Silbenrätzel.

Die erste Silbe: immerdar beehrt,
Sie ist vom Anstand nimmermehr gewichen,
Doch birgt sie einen ganz besondern Wert,
Wird sie, verständnisinnig, unterstrichen.

Die zweite Silbe: in Gesellschaft geht
Vorher sie stets, auch anderen Gesellen;
Und wiederum, wo Not an Rote steht,
Behagt es ihr, sich mittenein zu stellen.

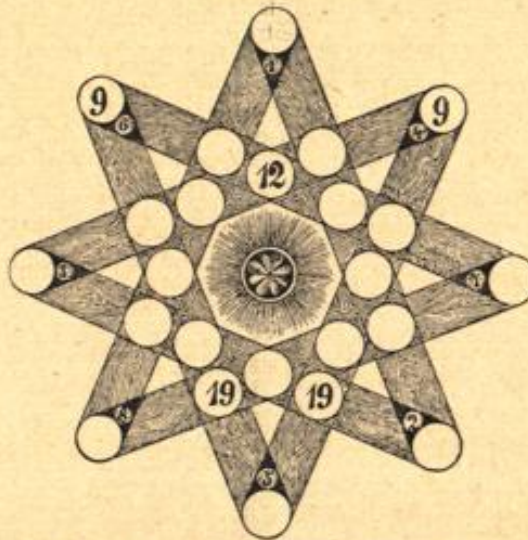
Die dritte Silbe: Anfang ist sie nur
Von einem Wort, das eine Frucht dir deutet,
Und ganzes Wort, das auf des Märchens Spur,
Ob Wiegenangebinde poetisch schreitet.

Die vierte Silbe: mahnt an alle Zeit,
An alt Verhältnis, dienenden Geschickes;
Nicht unterschreiben, hat sie Rang noch heut —
Und ist der Anfang allen Erdenglückes.

Das ganze Wort: es ist ein Jubelton,
Nach Kampf und Sieg ist es ein Glockenklingen,
Es ist der Streiter wohlverdienter Lohn.

Ein Abschuß ist's, ein Dankentgegenbringen;
Ein Kranz ist es, der denen ward geflochten,
Die für den Ruhm des Vaterlands gekochten.

Zahlenrätzel.



In die freien Felder des Sternes sind die Zahlen 8, 8, 8, 8, 9, 9, 11, 11, 11, 12, 12, 12, 19, 19, 21, 21, 21, 21 in der Weise einzusetzen, daß die Summe der sechs Zahlen von 1 nach 2, 2—3, 3—4, 4—5, 5—6, 6—7, 7—8, 8—9 je 80 beträgt. Sind alle Zahlen richtig eingesetzt, so muß die Summe der acht Zahlen an der Spitze des Sternes, sowie diejenigen der dem Mittelpunkt am nächsten liegenden acht gleichfalls 80 und die Summe der verbleibenden das Doppelte, 160, betragen.

Worträtzel.

Mit ein, da klagt oft manche Frau,
Und mancher Mann klagt: nur nicht trau'!
Mit ab, da weiß ich auf ein Ziel,
Mit auf erweck' ich Hochgefühl,
Mit an heißt es: Nun sehe dich!
Mit um bereut oft mancher mich,
Mit nach geheimnisvoller Weg,
Mit aus hat's wahr und falsch Gepräg',
Mit zu kam gut und schlimm Bericht,
Mit rück hat's immer böß Gesicht.

Finderätzel.

Aus den zehn Lettern des Wortes Reichsland sind neue Hauptwörter, beziehungsweise Bedeutungen herzustellen, anfangend mit einem Buchstaben, dann mit zwei, drei und so fort, bis zu neun; derselbe Buchstabe darf jedoch in einem Wort nur einmal vorkommen, wie in dem, das zehnte bildende Aufgabewort. Die Anfangslettern der zehn Wörter müssen (nicht in gleicher Reihenfolge) die des Hauptwortes sein, dürfen sich also nicht wiederholen.

Königszug.

mehr	durch	däm-	der	so	den	däm-
und	mer	singt	kin-	ster-	zur	mer-
kaum	hust	wenn	gel	wo-	zeit	ch
ren	rüh-	wü-	ren	kein	sich	des
sich	die	den	a-	den	grö	ta-
tief-	drang-	den	hän-	dort	lich-	leh-
ten	ge-	in	ten	von	te	ter
sh-	ren	glot-	men	blu-	den	vor-
hoch	der	die	mit	senft	gen	ne
liegt	a-	als	ob's	gr-	lie-	Bill
ein	lust	der	topf	sonn-	tag-	im
län-	ten	in	den	kleid	sen	weil-

Auflösungen der Rätsel Seite 558 und 559.

Des Bilderrätzels: Arme Hoffart ist ein Spott,
reiche Demut minnet Gott.

Des Worträtzels: Stoff.

Des Königszugs: Königsprung:

Sei zum Geben stets bereit!

Nicht karglich deine Gaben!

Denk: in deinem letzten Kleid

Wirst du keine Taschen haben!

(Paul Heyse.)

Des Buchstabenergänzungsätzels:

Leitet Kinder mit Verstand

Sicher auf erprobter Spur;

Jedes fühl' des Lehrers Hand,

Alles gehe nach der Schür! —

Aber lockert still den Gang.

Wenn ihr kommen seht den Tag,

Wo der Knabe, frei von Zwang,

Selbst zum Ziel sich fördern mag.

Des Wortergänzungsätzels: Wer das Glück hat,

führt die Braut heim.

Des Worträtzels: Arab — Parade.

Schachbriefwechsel.

G. W. in Rixdorf. Die Aufgabe 6 lösen Sie tabellarisch. Wenn Sie

die „eigentlich ein bißchen sehr schwierig“ finden, so bedauern wir das keines-

wegs; es soll ja den Lesern nicht zu leicht gemacht werden. Wir setzen deshalb

keinen Grund für eine Umpostierung des weichen Königs.

Richtige Lösung zu Nr. 6 sandten ein: Weich in Unterneustetten,

Fritz Hoenlein in Markbreit.

Aus Küche, Haus und Hof.

Kräutersuppe mit verlorenen Eiern. Man nimmt zwei Hände voll junger Frühlingskräuter, wie Petersilie, Kerbel, Portulak, Sauerampfer, Estragon, Pimpinelle und Schnittlauch. Zerlesen, gewaschen und fein gewiegt, giebt man die Kräuter in kochende Fleischbrühe und läßt dieselben einmal aufkochen. Nun macht man von Butter und Mehl eine helle Einbrenne, bindet damit die Suppe, zieht sie mit zwei bis drei Eidottern ab und richtet sie in der Terrine über verlorene Eier an. Diese werden zuerst in kochendes, mit einem kleinen Essigzulaß versehenes Wasser geschlagen, Geröstete Semmelscheiben werden besonders gereicht, auch kann man noch kleine Blumenkohlköpfchen und Spargelspitzen in die Suppe thun.

Beilage zu jungen Gemüsen. Von großen, roh geschälten Kartoffeln schneidet man eine Scheibe ab, höhlt den Hauptteil jeder einzelnen aus und füllt dieselbe mit einer Füllung aus folgendem: Schweinebratenreste wiegt man fein, giebt gehackte Schalotten, Salz, Pfeffer, eine Messerspitze aufgelösten Fleischextrakt, ein paar Eier und etwas geriebenes Weißbrot hinzu. Den abgetrennten Teil bindet man als Deckel oben auf, wälzt die Kartoffel in Ei und Semmelkrumen und bäckt sie, in Butter schwimmend, hellbraun.

Voreis- oder Gurkenkraut als Gemüse. Die Blätter werden in Streifen geschnitten, nachdem sie einmal in kochendem Wasser gebrüht worden, dann kocht man sie in Fleischbrühe weich und dünstet sie mit etwas Butter, Zucker, Salz und gerösteter Semmel kurz ein. Man reicht Kalbs- oder Rindsvorbraten dazu.

Salatgemüse. Sechs bis acht feste Salatköpfchen schneidet man in Hälften, blanchiert sie in kochendem Wasser, legt sie mittels eines Schaumlöffels auf ein Sieb und drückt sie mit diesem zu möglichst festen Bällen zusammen. Nun giebt man ein Stück frische Butter, einen Löffel süße Sahne, ebensoviel Mehl, einen halben Theelöffel Fleischextrakt in eine Kasserolle, legt die Salatköpfchen nebeneinander geschichtet

in die Tasse, in der sie gar dämpfen müssen, schmeckt sie mit Salz und Pfeffer, auch wohl ein wenig Zitronensaft ab und richtet sie mit dem Linsenrest an.

Reiswürste. Zu einem Pfund Kalbfleisch nimmt man 150 Gramm Speck, welche zu einem feinen Füllsel geklopft werden. Nun siedet man noch 200 Gramm Kalbfleischschnitt ab, hackt ihn fein, giebt Salz, Pfeffer, etwas fein gewiegte Zwiebel und Petersilie, ein halbes Beinglas Wasser oder Fleischbrühe dazu, mengt alles gut untereinander, füllt die Masse in Därme und kocht die Würste langsam fertig, damit sie nicht aufspringen. — Werden warm mit süßem Senf gegessen.

Schnittlauchbrot. Ein rohes Eigelb (oder zwei gekochte Eidotter) wird mit Salz und Pfeffer tüchtig gerührt, ein Deziliter einer Mischung von Olivenöl und Kräutereisig langsam zugerührt und ein bis zwei Löffel voll fein geschnittenem Schnittlauch gemischt. Soll die Tasse reichlich sein, so bereitet man sie, indem man gekochtes Eigelb mit reichlicher Essig- und Oelmischung anrührt, und ein wohlverrührtes Brötchen, das vorher in kalter Fleischbrühe eingeweicht war, darunter mengt.

Erdberranlauf. Man treibt schöne, reife, trockene, nicht gewaschene Walderdbeeren durch ein feines Sieb und vermischt dieselben mit einigen zu festem Schnee geschlagenen Eiweiß und gesiebttem Zucker nach Geschmack. Diese Masse füllt man in eine Form und läßt sie bei gelinder Wärme eine halbe Stunde backen.

Bowle. Man legt ¼ Pfund Zucker, in Stücke geschlagen, in eine passende Terrine und gießt eine Flasche feinen Weißwein und eine halbe Flasche feinen Rotwein darüber. Den Zucker feuchtet man vorher mit einem Glas Madeira an und stellt die Terrine auf Eis. Will man eine Fruchtbowle machen, so giebt man Erdbeeren, Pfirsich in Schnitzchen, oder Ananas in Scheibchen, mit Zucker bestreut, in die Terrine. Ehe man die Bowle serviert, gießt man eine Flasche Champagner dazu und füllt sogleich die Gläser. Anna Berg.

Die deutlichsten Spuren nassen Wetters zeigen die Schuhmatten, die vor den Haus- und Korridorthüren liegen; um diese jezt sauber zu halten oder wieder rein zu machen, müssen die Matten, welcher Art sie auch sein mögen, erst völlig trocken sein, bevor man die Reinigung vornimmt. Die dicken Kofosmatten klopft man dann gehörig aus, wobei der meiste Schmutz entfernt wird, dann bürstet man sie mit gutem Sodawasser und einer starken Bürste ab, spült sie mit heißem Wasser und läßt sie dann wiederum trocknen, worauf man sie nochmals mit trockener Bürste bearbeitet. Bei trockenem Wetter genügt ein vierzehntägiges Reinigen, bei nassem Wetter muß man dies jedoch jede Woche vornehmen. — Anders als Kofosmatten werden Strohmatten gereinigt, sie müssen ebenfalls trocken sein und werden auch zuvor gründlich geklopft und trocken abgebürstet. Dann nimmt man ein recht grobes Tuch, taucht dies in Salz und dann in Wasser und reibt damit die Strohmatten strichweise ab. Die Matten werden auf diese Weise nicht gelb, sondern behalten ein klares Aussehen.

Die Schneiderei im Hause bringt mancherlei kleine Unbequemlichkeiten mit sich, unter diese ist auch die Reinigung der Schneidertische zu rechnen, die allerlei Staub aufwirbelt und mehr Zeit, als meist übrig ist, in Anspruch nimmt, weil Fäden und Fädchen, Stoffresten und dergleichen hartnäckig an Matten, Decken und Teppichen haften und in den Zimmerecken sitzen bleiben, so daß das Fegen der Schneidertische eine wahre Geduldsprobe werden kann. Wenn man bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten Sägemehl aufstreut und auf den zu reinigenden Boden streut, so vermeidet man einesteils allen Staub und entfernt andernteils alle Fädchen und dergleichen aufs rascheste.

So hübsch helle Eichenholzmöbel auch sind, recht unpraktisch erweisen sie sich im Gebrauch, da sich alle Flecken bei ihnen aufs deutlichste und fatalste zeigen. Man muß vor allem Sorge tragen, daß die Flecken sofort entfernt werden; dies gelingt, wenn

sie frisch sind, wenn man sie rasch mit Terpentinöl begießt, das den dem Fleck zu Grunde liegenden Schmutz sofort an die Oberfläche bringt. Man muß ihn sogleich mit einem Messer abschaben und die Stelle mit lauem Wasser abwaschen; versäumt man dies und ist mit der Entfernung nicht hurtig bei der Hand, so ist die Arbeit umsonst und man muß die Prozedur noch einmal wiederholen, eine Wiederholung ist auch bei alten Flecken nötig, die durch einmalige Behandlung nicht weichen.

So wenig gefährlich kleine Brandwunden auch sind, welche die Hausfrau sich bei ihrer Thätigkeit am Herd leicht zuzieht, so hinderlich können sie durch ihren brennenden Schmerz beim Weiterhantieren in der Küche sein. Um jeglichen Schmerz rasch zu entfernen, braucht man nur gleich nach dem Verbrennen Weizenmehl auf die verbrannte Hautstelle zu streuen und diese mit Watte zu umhüllen, ein leichtes Mittel, das in jedem Haushalt vorhanden ist!

Nirgends häßter der Staub fester, und nirgends läßt er sich schlechter entfernen als aus alten Holzschmuckereien. Zu diesen Holzschmuckereien muß man, nachdem man sie mit einer Bürste gut gesäubert hat, eine Politur herstellen, um ihnen den Glanz der Neuheit und Frische zu geben. Man nimmt ¼ Liter Leinöl, ebensoviel englisches Öl, ein halbes Eiweiß, 16 Gramm Franzbranntwein und 16 Gramm Ammoniakspiritus. Durch tüchtiges Schütteln mischt man alle angegebenen Sachen gut miteinander, befeuchtet ein zusammengeballtes feines Leinenlappchen damit und bestreicht die Schmuckereien überall gleichmäßig mit der Politur. Mit einem Seidentuch poliert man dann die Schmuckereien gut nach, damit sie blank und sauber aussehen. Die übrig bleibende Politurflüssigkeit füllt man in ein Fläschchen, verstopft dies gut und hebt es an trockenem Ort auf, wo sich die Politur lange in unveränderter Güte hält; vor dem Gebrauch muß sie jedesmal tüchtig geschüttelt werden.

Luisa Galle.

Was giebt es Neues?

Marine.

Voran untre Seeleute sterben. Die „Hamburger Seewarte“ giebt darüber eine ausführliche Statistik heraus, der wir folgendes entnehmen: Es starben im Jahre 1900 auf deutschen Schiffen 355 deutsche Seeleute, was leider eine erhebliche Zunahme der Todesfälle gegen die beiden letzten vorhergehenden Jahre bedeutet. Von diesen 355 Seeleuten sind 98 verschollen und 127 durch Unglücksfälle ums Leben gekommen. Durch Selbstmord beziehungsweise Mord endeten 27, und nur 108, also noch nicht ganz ein Drittel, sind eines natürlichen Todes auf dem Krankenlager gestorben. Von diesen Krankheiten waren 48 unbekannt, 12 gelbes Fieber und Malaria, 2 Gehirnschlag, 13 Hirschschlag und 25 innere Krankheiten, wie Schwindfucht, Nervenleiden, Ruhr, Typhus.

Gewerbliches.

Wie erkennt man den Diamanten? Ein erfahrenes Auge weiß den Diamanten ohne weiteres zu erkennen, ganz sicher bei Zuhilfenahme einer Lupe. In der Fassung ist der echte Stein vom unechten meist schon daran zu unterscheiden, daß der Diamant immer à jour gefaßt wird, während der Simili fast immer auf seiner Unterseite mit einem kleinen Zinnblättchen bedeckt ist, um die einströmenden Lichtstrahlen nicht den Stein durchdringen zu lassen. Bekannt ist die Prüfung mit Glas, das von echtem Diamanten tief zerschnitten wird, während der Simili es nur zu rissig vermag. Eine Feile gleitet am echten Stein wirkungslos ab oder wird sogar von diesem abgenutzt, während der unechte Stein umgekehrt durch sie angegriffen wird. Man kann auch einen Aluminiumstift zu gleichem Zweck gebrauchen. Vor der Prüfung muß der Stein sorgfältig abgewischt, dann leicht befeuchtet werden. Auf dem unechten Stein hinterläßt dann der Stift eine metallische Spur, die auf dem echten Stein nicht erscheint. Dies gilt für den Unterschied zwischen dem echten Diamanten und dem aus Glas hergestellten; es werden aber auch einige weniger wertvolle Edelsteine zur Nachahmung des Diamanten benutzt, nämlich der Saphir und der Topas, falls sie völlig farblos sind, auch der sogenannte gelbe Diamant, wenn er als Rose geschnitten ist. Der Saphir ist aber immer etwas trübe und von milchigem Glanz. Eine Feile kann ihm ebenfalls nichts anhaben, da er nach dem Diamanten der härteste Stein ist. Der Topas hat immer eine etwas gelbliche Färbung und wird überdies ebenso wie der gelbe Diamant von einer Feile angegriffen.

Verkehr.

Die neuen Schutzvorrichtungen der Großen Berliner Straßenbahn. Seit kurzem verkehren in Berlin einige Wagen der Großen Straßenbahn mit den auf unsern Bildern wiedergegebenen Schutzvorrichtungen. Das Äußere der Wagen wird dabei, wie man sieht, wenig geändert. An den Wagen ist vorn in einer Höhe von 15 Centimetern vom Straßenpflaster ein Fangkorb angebracht. Etwa einen Meter höher laufen zwei Greifstangen über die Wagenwand hin. Unter diesen Greifstangen zeigt der eine Wagen einen elastischen Gittervorsatz, der andere eine federnde Bohle mit Gummibekleidung. Die Vorrichtungen haben einen dreifachen Zweck. Zunächst soll ein gefallener

Passant aufgehoben und davor bewahrt werden, daß er unter den Wagen gerät. Diese Funktion hat der Fangkorb zu erfüllen, der vom Wagenführer jederzeit durch einen Fußtritt oder durch Anziehen der elektrischen Bremse auf die Straßensohle hinabgelassen werden kann. Als dann soll die Stoßwirkung gemildert werden, wenn eine

des Seilspringens und Steinstoßens streng beaufsichtigt, wußte das Kind doch immer sich ein Seil zu beschaffen, um dem genannten Vergnügen zu huldigen. Mählich klagte es über Schmerzen im Leib, der Arzt konstatierte eine Darmverfälschung als Folge des Seilspringens und ordnete die Ueberführung in das Moabiter Krankenhaus an. Dort wurde dem Kind auf operativem Wege der Darmknoten entfernt, doch gelang es der ärztlichen Kunst nicht, das junge Leben zu retten.

Denkmäler.

Das Kaiserin Elisabeth-Denkmal in Gödöllö. Das königliche Lustschloß Gödöllö in der Nähe von Budapest war einst ein Lieblingsaufenthalt der verewigten Kaiserin-Königin Elisabeth. Namentlich der Jagd- und Reitsport, den sie in Wald und Wiese als kühne Reiterin ausübte, machten ihr den günstig gelegenen Ort angenehm. Aber auch für weite Spaziergänge boten die herrlichen Auen Gelegenheit. Wie die hohe Frau während einer Promenade innehielt, um nachdenkend in die Ferne zu schauen, so hat sie Joseph Kóna in seinem Denkmal aufgefaßt: in der Hand einen Strauß Feldblumen, in der Kleidung schlicht und ungeziert. Auf dem Sockel aus Trachitstein steht in ungarischer Sprache die Inschrift: „Unser Königin Elisabeth“, auf der Schleife des Bronzefranzes: „Dein Andenken wird ewig fortleben in den Herzen der Frauen Gödöllös“. Die Bronzefigur ist 2,5 Meter hoch und wurde in der Beschorner'schen Gießerei in Budapest gegossen.

Verfügungen.

Die erste Verfügung des neuen Staatssekretärs des Reichspostamts Kraetke beschäftigt sich mit den Ansichtskarten, sie lautet wie folgt: Vom 1. Juli ab sind im inneren deutschen Postverkehr Ansichtskarten mit Verzierungen und so weiter aus Mineralstaub, Glasplitterchen, Glasstückchen, Sand, Metallteilchen und dergleichen wegen der Nachteile, welche durch abfallende Mineralteilchen und so weiter für die Gesundheit der Beamten und den Postbetrieb entstehen, von der offenen Verfertigung ausgeschlossen. Das gleiche gilt für den Verkehr mit der Schweiz; im übrigen Weltpostvereinsverkehr waren solche Karten schon seither unstatthaft.

Miscellen.

Der Fall, daß ein Geistlicher die Seelsorge in fünf Staaten ausübt, dürfte einzig dastehen. Der geistliche Herr in dem sächsischen Dorfe Niebra bei Weidau ist gleichzeitig Prediger in Hilbersdorf, dessen eine Hälfte zum Herzogtum Altenburg gehört, während die andere im Fürstentum Reuß j. L. liegt; ferner wirkt er seelsorgerisch in den beiden reußischen Dörfern Otticha und Lichtenberg; dann predigt er in dem weimariischen Dorfe Rupsdorf, und zuletzt vertritt er das Vikariat in dem meiningenschen Dorfe Mosen.

Ehrenmeldung.

Der verstorbene Musikalienhändler Dr. Max Abraham, Inhaber des Peterschen Musikverlags in Leipzig, hat zur Erhaltung und Erweiterung der von ihm begründeten, zur unentgeltlichen Benutzung für Musiker in Leipzig bestimmten „Musikbibliothek Peters“ ein Vermächtnis von 400 000 Mark ausgesetzt.



Das Kaiserin Elisabeth-Denkmal in Gödöllö.

Person angefahren wird. Dazu ist der Gittervorsatz oder die federnde Bohle bestimmt. Schließlich wollte man dem Fallenden, der die Hand nach einem Rettungsanker ausstreckt, diesen in den Greifstangen bieten. So hat man alle Momente, die bei derartigen Fällen in Betracht kommen, zu berücksichtigen gesucht, und es läßt nur wünschen, daß der Erfolg die aufgewendete Mühe lohne. Die Große Straßenbahn beförderte im Jahre 1900 von den 458,45 Millionen im öffentlichen Verkehr beförderten Personen nicht weniger als 280,35. Man kann daran ersehen, was eine wirksame Schutzvorrichtung für den Berliner Straßenverkehr bedeutet. Bereits sind mehrere Fälle zu verzeichnen gewesen, in denen sich der an der Vorderseite des Wagens angebrachte Fangkorb bewährt hat. Allerdings wurden diejenigen, die von ihm aufgehoben und zur Seite geschleudert wurden, nicht eben sanft aus dem Wege geräumt, aber sie kamen ohne ernstlichen Schaden davon.

Gesundheitspflege.

Der Staub im Krankenzimmer kann von ansteckender Beschaffenheit sein. In Manchester sind kürzlich sorgfältige Untersuchungen über die Zusammensetzung von Zimmerstaub angestellt worden, und zwar wurden Staubproben untersucht: erstens aus Häusern, in denen ein Schwindfuchter lebte, der sich mit Bezug auf seinen Auswurf keiner Vorsicht befleißigte; zweitens aus Häusern, die an sich sehr rein gehalten waren, in denen aber ein Kranker lebte, dessen Verhalten nicht achtung genug war; drittens aus sehr unreinlichen Häusern, in denen aber seit einigen Jahren kein Fall von Schwindfucht vorgekommen war. Die Staubproben wurden aus verschiedenen Teilen des Raumes gesammelt, an denen eine unmittelbare Verunreinigung durch Auswurf unmöglich war. Der Staub wurde dann mit keimfreiem Wasser gemischt und auf Meerschweinchen geimpft. In vielen Fällen starben die Tiere schon innerhalb 48 Stunden an Blutvergiftung, die Ueberlebenden wurden nach einem Monat getötet, und es wurde Tuberkulose bei ihnen festgestellt. Nicht nur der Staub der Straßen, sondern auch der in den Zimmern enthaltene Staub die größte Ansteckungsgefahr, und keine Hausfrau sollte es unterlassen, den Staub innerhalb ihres Reiches mit aller Sorgsamkeit und allem Nachdruck zu bekämpfen und unschädlich zu machen.

Unglücksfälle.

Das Seilspringen der Mädchen ist bekanntlich eine Unsitte, welche die bedauerlichsten Folgen nach sich ziehen kann und deshalb von Eltern und Erziehern unter keinen Umständen gelitten werden sollte. Das neunjährige Töchterchen des Berliner Gastwirtes R. hat diese Unsitte mit dem Tode büßen müssen. Obgleich von den Eltern gerade wegen



Schutzvorrichtung der Berliner Straßenbahnwagen, Rückseite.



Schutzvorrichtung der Berliner Straßenbahnwagen, Vorderseite.